

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 149

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Thomas Krüger
Lesebuch

Zusammengestellt
und mit einem Nachwort von
Walter Gödden



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 149

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
und der Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden
Band 149

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
[<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.
Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne
Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen
Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des
Verlages nicht zulässig.

Coverfoto: Erik Weiss

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln, im Aisthesis Verlag
© 2026 Nyland-Stiftung, Köln
ISBN: 978-3-8498-2182-1

Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster
Druck: docupoint, Barleben
Printed in Germany

Inhalt

Prosa

Auszug aus »Erwin, Mord und Ente«	7
Auszug aus »Die Götter müssen zurück sein«	24
Auszug aus »Es rappelt in der Kiste«	40
Auszug aus »Die Fänger des Himmels«	57

Lyrik

Pale-Blue-Dot-Sonette	
Mein Fahrradhelm	67
Raumfahrt	68
Mittelrheintal, Sommer 22	69
Anthropozän	70
The Snows of Kilimanjaro	71
Journey of the Magi	72
The Gift Outright	73
Phantasie nach Ovid	74
Notiz	75
Jupiter Fragilis	76
Pale Blue Dot	77
Matti Nykänen	78
Ein alter Mann am Strand	79
Aus einem Gedanken an Venedig	80
Auszug aus »Michelangelo rising«	
I. Grenzübergang	81
II. Calais	82
X. Sissinghurst	84
Antwort an Joseph Brodsky	86
Vier alkäische Oden	
I Artistik	88
II 24 Stilleben / Sekunde	89

III Ode an die Bachforelle	90
IV Landschaft bei Garzweiler	91
Auszüge aus »Sonette an Donald Duck«	
II	92
V	93
VI	94
XV	95
XXVI	96
XXXV	97
Auszüge aus »Im Grübelschilf«	
Dieter Bohlen hat ...	98
Westfälischer Frieden	99
Arminius	100
Der gefrorene Goldfisch	101
Welten.de	103
Auszug aus »Alarm auf Planet M«	
Szene I	104
Szene II	105
Szene XVIII	107
Szene XXIII	111
Schöne neue Welt. Eine Groteske	114
Kinder- und Jugendbuch	
Auszug aus »Rufus und das Geheimnis der weißen Elefanten«	129
Die Weihnachtsgeschichte in Reimen	145
Nachwort	148
Textnachweise	160

Auszug aus »Erwin, Mord und Ente«

Um kurz nach 17 Uhr verließen Erwin und Lothar das Grundstück. Der Himmel, die Flächen der Felder, die weithin sichtbaren, verstreuten Silos und Scheunen und Wohnhäuser mit ihren Stallungen schimmerten nach so viel Regen im späten Licht eines überglühenden Frühlingstages. In normalem Tempo, dem Lothar als trainierte Laufente mühelos folgen konnte, schritten bzw. watschelten sie quer über die Gerkenmeierschen Felder und hielten auf den Waldstreifen zu, der sich eng an den ausgedehnten Dorfteich von Bramschebeck lehnte. Jenseits des Waldes, als sie den zum Dorf führenden Wullbrinkholzweg passiert hatten, wurde Lothar das Fortkommen mühseliger. Jasper Thiesbrummel bevorzugte eine andere Pflugrichtung als seine Nachbarn. Die Furchen seiner ausgedehnten Äcker warfen sich Lothar wie Sturmwellen entgegen, ließen ihn erobert schnatternd auf und ab wogen.

Fliegen als Alternative kam für Lothar nicht infrage. Lothar hielt es mit dem Fliegen in etwa so wie Erwin mit dem Fahrrad-, Motorrad- oder gar dem Autofahren: Es war nicht sein Ding. Hier und da mal fünf Meter, wenn es gar nicht anders ging. Solche Flugstrecken, als Fluchtstrecken auf Hühnerställe oder in Astgabelungen bei plötzlichem Kontakt mit Hofhunden, waren für Lothar eine Höchstleistung, erschöpften ihn mehr als Hunderte oder gar Tausende von Metern durch Furchen-Schützengräben, wie sie die mächtigen Pflüge der Bauern zogen.

Das galt allerdings nicht für den Schollenwurf quer zur Laufrichtung. Also verlangsamte sich Lothar nun merklich. Erwin Düsedieker liebte es, mit den Gummistiefeln in frühlingsfeuchte Böden einzusinken und das eigene Vorwärtskommen zu beschweren. Dann hatte er das Gefühl, Kontakt aufzunehmen mit den Sünden der Welt. Lothar, ein Wesen ohne Sünde, blieb jedoch immer weiter

zurück, und gegen 17 Uhr 30 wuchs die Wahrscheinlichkeit, dass Erwin kaum noch etwas von dem mitbekommen würde, was Arno so rätselhaft angedeutet hatte ...

Knochen und so bei Jasper.

Erwin spähte voraus. Zwischen den Gebäuden des Gehöfts meinte er, einen Polizeiwagen und ein weiteres ortsfremdes Fahrzeug ausmachen zu können. Lothar und er hatten noch fast einen Kilometer Weg vor sich. Also wichen sie auf den Kötterholzweg aus, der vom Wullbrinkholzweg zu Thiesbrummels Gehöft und von dort weiter in östlicher Richtung zum Hof von Hartwin Plöger führte. Auf dem flachgrasigen Randstreifen des Kötterholzwegs war Lothar in seinem Element. Als wüsste er, dass sie sonstwegen Zeit verloren hatten, beschleunigte er. Sein Watscheln mit angepressten Flügeln glich plötzlich dem zeitgerafferten Dahingleiten eines Eisschnelläufers. Erwin staunte – und folgte der kühnen Ente.

Als sie die Höhe des Waldes erreicht hatten, dessen östlicher Zipfel bis hinter Thiesbrummels Scheune griff, sah Erwin zwei Männer, ein Stück Plane oder so zwischen sich haltend. Sie marschierten Richtung Hof, auf einen Wagen zu, der ein Polizeitransporter sein konnte. Sie sprachen miteinander, ohne von Erwin Notiz zu nehmen. Vielleicht waren Parka, Trainingshose, Gummistiefel, Polizeimütze und Erwins Gesichtsausdruck eine allzu verwirrende Kombination. Aber vielleicht war das in diesem Moment sogar von Vorteil. Arno nämlich hatte Erwin entdeckt. Lothar hielt inne, ließ Erwin aufschließen. Da winkte Arno – scheu und wie aus einem Versteck. Er stand am Waldzipfel jenseits der etwa hundert Meter tief ins Waldstück hineinreichenden Buchtung, aus der die Männer mit der Plane gekommen waren, und in der Erwin nun vier weitere Männer entdeckte, im Halbdunkel vor den Bäumen zunächst kaum auszumachen, gestikulierend hinter Absperrband. Erwins Fernsicht war aber noch sehr gut: zwei Polizisten in ordnungsgemäßer Uniform und zwei

Männer in Zivil. Einer der beiden in Zivil musste so eine Art Wissenschaftler sein. Er trug einen Laborkittel. Den anderen kannte Erwin.

Nach einigen Minuten schnatterte Lothar.

Der Mann, den Erwin kannte, hob den Kopf. Sein Gesicht mit mundumlaufendem, Kinn und Halsansatz vollständig bedeckendem Kurzhaarbart verlieh ihm einen markanten Ausdruck. Der Bartträger präsentierte den Schnitt mit Stolz, das war deutlich. Nur Erwin dachte, wann immer er den vollschwarzen Henriquate sah, an einen Mann, der an frischer Kuhscheiße genascht hatte und dabei überrascht worden war. Erwin konnte sich nicht helfen, dieser unschöne Eindruck war gekoppelt an den Anblick des Dettbarner Kommissars Lars-Leberecht Heine, den es vor allem deshalb alle paar Wochen hierher verschlug, weil seine Tante Minna Tuxhorn am Hellweg, unweit der Fischteiche, einige Kilometer westlich von Bramschebeck lebte und nicht ganz unvermögend war.

Lars-Leberecht Heine tat gern so, als sei er ganz dicke mit Erwin – vor allem, um ihn damit aufzuziehen. Dabei war er seit mindestens drei Jahren nicht mehr in der alten Wache gewesen.

Einen Moment lang wirkte Heine überrascht. Dann sagte er etwas zu dem Wissenschaftler und kam auf Erwin zu.

»Der Herr Oberkommissar, na sieh, na sieh!«, rief er und hob die Hand zum Gruß. Erwin grüßte zurück. Seine Rechte vollführte ein paar ungelenke Bewegungen.

»Ein richtiger Oberkommissar hat eine gute Nase und weiß sofort, wenn es einen Fall zu lösen gibt, was?!«

Zu laut, wie immer. Vermutlich sollte der Wissenschaftler alles hören.

»Alles im Griff, Äwinn!?«

Lars-Leberecht Heine betatschte Erwins Schulter. Erwin versuchte zu lächeln. Möglichst blöd sah er ohnehin schon aus. Da musste er sich keine Sorgen machen. Blöd aussehen war jetzt wichtig.

»Was macht die Arbeit auf der Wache? Ich hoffe, du heizt den Schurken im Ort tüchtig ein!«

Heine lachte. Und Erwin intensivierte sein Lächeln.

»Joah«, sagte er, »muss ja!« – das passte immer.

»Da sagste was: mussja!«, bellte Heine, und die folgende Schulter-Betatschung wurde ein kumpelhafter Schlag.

»Na komm mal mit, Oberkommissar!«, rief Heine und drehte sich um zu dem Wissenschaftler, der mit einiger Verwunderung den Eskapaden seines Kollegen gefolgt war. »Siehst du den da drüben? Das ist ein richtiger Forensiker. Wir haben hier nämlich was gefunden. Eine Leiche, Äwinn. Eine echte Leiche. Naja, zumindest ein paar Knochen. Und du musst natürlich einbezogen werden in die Ermittlungen – als Oberkommissar von Versloh!«

»Bramschebeck!«, echote Erwin. Es kam automatisch.

»Na, was sage ich, ein Oberkommissar kennt sein Revier natürlich. Walter!« – den Namen brüllte Heine in Richtung Waldbuchung – »Walter! Darf ich dir den Oberkommissar Erwin Düsendieker vorstellen?! Er ist hier für alles zuständig! Wir arbeiten sozusagen in seinem Auftrag!«

Was für ein Quark. Den *Düsendieker* verbesserte ihm Erwin schon lange nicht mehr. Heine hielt diesen gewollten Fehler für einen guten Witz. Er marschierte auf den Walter genannten Kollegen zu, guckte immer mal wieder lachend zurück zu Erwin, und Erwin folgte mit einem Blick, der gleichermaßen Dämlichkeit wie Harmlosigkeit ausstrahlte. Was ihm jetzt nicht unerwünscht war.

»Aha. Der Oberkommissar. Soso.«

Der Forensiker Walter kräuselte die Stirn, einen Knochen – Mandibula, wie Erwin aus einem Anatomie-Atlas wusste – in der Hand haltend. Dieser Unterkiefer, zum Teil auch die darin noch enthaltenen Zähne, sah seltsam schwarz aus. Der Knochen schien dem Forensiker aller-

dings eine weniger harte Nuss zu sein als Erwin in Trainingshose, Parka und Gummistiefeln – mit Polizeimütze auf dem Kopf.

Walter wies mit dem fremden Unterkiefer zur Mütze.

»Tragen Oberkommissare in Bramschedingenskirchen so was?«

»Ach, Walterchen«, Heine eilte Erwin zu Hilfe, »was biste bei Lebenden immer so langsam? Mein Freund Äwinn wohnt in der alten Polizeiwache. Die Wache hier in Versloh ...«

»Bramschebeck.«

Ein pawlowscher Reflex, den Erwin, anders als bei Dündiek, einfach nicht unterdrücken konnte.

»Äh, richtig ... is vor zehn Jahren dichtgemacht worden. Wird jetzt alles von der Polizeiwache in Pökenhagen aus erledigt. Mal Streife fahrn. Am Wochenende blasen lassen. Is ja nix weiter. Äwinn hier wohnt seit'n paar Jahren zusammen mit seiner Mutti in dem Haus – nich wahr, Äwinn?«

»Mutti is tot«, sagte Erwin. Lars-Leberecht Heines Kuhschissbartgesicht wechselte, nur für einige Sekunden, in den Modus des überraschten Ermittlungsbeamten.

»Oh«, sagte er dann. »Mensch, Äwinn, das tut mir leid. Wusstich gar nich. Seit wann denn?«

»Och, zwei Jahre so«, sagte Erwin, und guckte halb ins Nichts und halb zu Boden.

»Wohnste da denn jetzt ganz alleine? In der Wache? Wo Mutti tot is?«

Lars-Leberecht Heine sprach betont langsam.

Erwin wiegte den Kopf.

»Joah«, sagte er. »Abba Schwester Diekmann. Die kommt einmal inner Woche.«

Heines Gesicht hellte sich auf. In der Wortmelodie, die Erwin gewählt hatte, klang das Wort Schwester sehr evangelisch. Eine Gemeindeschwester. Eine Diakonisse oder so was. Fahrrad, Tässchen Kaffee, Spinnweben im Haar.

Dutt und Häubchen natürlich.

Der Forensiker räusperte sich. Heine verstand.

»Na komm, Äwinn, dann guck mal, was wir hier so machen. Vielleicht kannst uns ja helfen, den Fall zu lösn, was?!«

»Mit Sicherheit«, brummte Walter, der Forensiker, abfällig, während Lars-Leberecht Heine Erwin grinsend ein letztes Mal auf die Schulter schlug, bevor er sich wieder ins Gespräch mit Walter vertiefte.

Das war also ausgestanden. Erwin beobachtete. Lothar streifte unbehelligt in der Waldbuchung herum, näherte sich immer mal wieder dem Absperrband, hinter dem zwei Polizeibeamte den Boden absuchten. Heine und Walter unterhielten sich über die Knochenfunde. Mussten schon ziemlich lange hier liegen, sagte der Forensiker. Vielleicht schon seit Jahren oder sogar Jahrzehnten. Frauenknochen, eindeutig. Junge Frau, ebenso eindeutig. Tief in der Erde. Jede Menge Brandreste waren da. Weshalb die Tiere das nicht vorher ausgebuddelt hatten? Keine Ahnung. Manchmal gibt's so Zufälle, sagte der Forensiker. Oder das Feuer? Brandgeruch, der nicht so sexy ist wie Leichengeruch? Also zumindest für Tiere nicht? Walter zuckte mit den Schultern. Vielleicht. Er hielt den Unterkiefer in der Rechten und starrte darauf. Erwin hatte in einem seiner Bücher mal ein Bild von einem Schauspieler gesehen, der Prinz Hamlet spielte. Der hatte in der Hand einen kompletten Schädel gehalten. Nicht bloß einen Unterkiefer. Sein oder Nichtsein. Erwin kamen manchmal solche Gedanken. Irrlichterne Bildblitze, die sich niemandem verrieten.

Und das war gut so.

»Ksch! Ksch! Haust du mal ab?!«

»Was issn?«

Heine wandte sich den Polizisten weiter hinten in der Buchung zu, von denen einer gebückt fuchtelnde Bewegungen ausführte, weil Lothar das Absperrband passiert hatte und Bodenproben entnahm.

»Das is Lothar!«, rief Erwin, mit gewisser Sorge in der Stimme. »Der tut nix! Der tut nix!«

Heine verdrehte die Augen, lächelte aber wieder. Lothar. Na klar.

»Ksch! Ksch!« Der Mann mit den fuchtelnden Scheuchbewegungen rückte Lothar näher, wahrte dennoch Abstand. Er hatte keinerlei Erfahrungen mit dem Kampfverhalten von Enten, hatte aber Geschichten gehört.

»Der tut nix! Das is Lothar!«, wiederholte Erwin. Seine Haltung, seine nervösen Blicke, seine hampeligen, auf Kontrollverlust hinweisenden Bewegungen alarmierten Heine:

»Nu lass se doch, Vogel. Is doch bloß ne Ente!«

»Naja, aber die Spurn. Die bringt doch die ganze Spurnsicherung durcheinander! Wenn die hier hinscheißt?!«

Erwin wiegte den Oberkörper nach links und rechts. Schneller werdend. Das kam, zusammen mit seinem panischen Blick, gut an. Lars-Leberecht Heine musste nun eingreifen; denn Walter Tüllkes, der Forensiker, machte eine Geste, die besagte: Ich habs ja gleich gewusst, dass der Irre hier nix zu suchen hat. Hätte er das laut ausgesprochen, hätte es Heines Autorität untergraben. Aber Tüllkes war nicht dumm, also beließ er es bei Andeutungen und ließ Heine laut werden.

»Stell dich nich so an, Vogel. Hier ham doch Fuchs und Hase und Igel schon länger Pipi auf die Tante gemacht. Da wirdse die Ente schon auch noch vertragen. Oder haste Schiss vor dem Tier?!«

»Nee, aber ...!«

»Dann kräh nich rum. Nu komm!«

»Ich mein ja nur ...« Der Beamte wand sich noch. Aber da Lothar nun klugerweise ein wenig Abstand genommen hatte von der Wühlkuhle im Boden und nicht allzu auffällig Ermittlungsarbeit betrieb, beruhigte sich der Beamte

wieder. Es begann eine längere Phase friedlicher Koexistenz. Und auch Erwin zeigte Anzeichen zurückgewonnener Stabilität.

Na also.

Die insgesamt vier Beamten plus Lars-Leberecht Heine und Walter Tüllkes machten noch ein paar Fotos vom Fundort. Als sie sicher waren, sämtliche Knochen der unbekannten Leiche zusammengesucht und im Transporter verstaut zu haben, brachen sie auf. Zuvor sprachen Dr. Tüllkes und Heine noch einige Minuten mit Jasper Thiesbrummel, der irgendwann mit griesgräbigem Gesicht aufgetaucht war, aus dem Haus gedrängt von seiner Frau Alwine. Es war bald klar, dass Jasper die Polizei wegen Alwine gerufen hatte. Nein, weil sich Alwine Thiesbrummel, Jaspers stämmige Gattin, mit verschränkten Armen immer mal wieder in das Gespräch einmischte, und weil Teile des Gesprächs lautstark geführt wurden, dämmerte es Erwin, dass Jasper die Polizei hatte rufen müssen. Er hatte die Knochen hochgepflügt, mit dem wuchtigen Achtschar-Volldrehpflug, den sein keuchender Deutz-Traktor – in dieser Gegend Trecker genannt – kaum halten konnte. Jasper hätte die Knochen gern klammheimlich entsorgt. Alwine jedoch war strenger gläubig als ihr Mann und achtete Recht und Gesetz.

Gegen 19 Uhr zogen die Beamten mit ihren Fahrzeugen ab. Jasper Thiesbrummel wurde von Forensiker Tüllkes und Heine instruiert, alles so zu lassen, wie die Polizei es zurückließ. Alwine Thiesbrummel garantierte dafür. Jasper schwieg. Erwin war irgendwie in Vergessenheit geraten, wanderte in der Einbuchtung umher, betrachtete dieses und jenes – soweit es die Lichtverhältnisse nah dem Wald und zu dieser späten Stunde noch zuließen. ...

Der Unterkiefer der unbekannten Toten hatte etwas in ihm ausgelöst. Lothar schien das zu bemerken und näherte sich Erwin immer mal wieder. Als sorgte er sich um ihn.

Bei einer dieser Annäherungen hatte Lothar etwas im Schnabel gehalten. Etwas, das er Erwin übergab, ihm gradezu aufdrängte: Papier, miteinander verklebte, längliche Blattfetzen. Ein Stück wie herausgerissen aus einem Block, stark vergilbt, an den Rändern brandgeschwärzt, teils von Feuchtigkeit zersetzt, lehm und erdbeschmutzt. Erwin steckte den Fetzen in seine geräumige Parktasche. Funde untersuchte man am besten zu Haus.

Als sie dann losgingen, apportierte Lothar einen weiteren Fetzen verklumpten Papiers, und er kam noch mit einem dritten Fundstück.

Jedes Mal streichelte Erwin der Ente den Kopf.

Lothar schätzte es, von Erwin gelobt zu werden. Dabei wahrte er stets seine Würde. Lothar war kein Hund. Ihn mit einem Hund zu vergleichen, verbot schon seine gestörte Beziehung zu den Hofkötern der Umgebung. Lothar gab Anregungen. Der tiefere Sinn seines Tuns blieb im Dunkeln.

Erwin gefiel das.

Für den Rückweg wählte Erwin einen kleinen Schwenk über die Husemannschen Äcker. Er wusste nicht, weshalb, aber eine innere Stimme riet ihm, den Wald zu umrunden. Jetzt, zu Beginn der Dämmerung, erschien ihm der Wald, auf der Grenze zwischen den Husemannschen und den Thiesbrummelschen Äckern gelegen, wie ein kleines Reststück aus einem ehemaligen gigantischen Gesamtwald. Sie würden für den Umweg vielleicht eine knappe halbe Stunde benötigen. Aber beim Gehen ruckelten die Gedanken und rieben aneinander. Sie glätteten ihre Ecken und Kanten und ruckten oft ganz plötzlich wie Puzzlestücke in passender Anordnung zusammen.

Das galt insbesondere für Erwins Gedanken.

Die Ente zog es jetzt nach Hause. Es war die Stunde des Gekläffs. Die Höfe zeigten ihre Waffen. Sie waren alle bewaffnet, diese Höfe. Bewaffnet mit und bewacht von Hunden. Und Lothar hasste Hunde.

Sie zogen also schnellen Schrittes am Südwestrand des Waldes entlang. Sie passierten das düstere Gebäude der alten Schule, das seit Jahren leer stand, und hatten bald Bramschebeck erreicht. Auf dem Schiedring, Ecke Grenzweg, warf ihnen Anni Twassbrake einen Gruß zu:

»Alles gut, Erwin?«

»Joah, muss ja.«

Er blieb stehen und sprach mit Anni. Kurze, freundliche Sätze. Belanglose Sätze. Die Knochensache erwähnte Erwin nicht. Er mochte Anni und Anni mochte ihn. Anni Twassbrake hatte Erwin eigentlich am späten Nachmittag erwartet. Anni, längst über achtzig, führte mitten im etwa fünfzig Häuser umfassenden Dorf eine Kombination aus Lebensmittelgeschäft und Poststelle. Sie öffnete den Laden morgens gegen sieben und schloss ihn spätestens um 19 Uhr. Dann machte sie einen langen Abendspaziergang.

Als er sich von Anni verabschiedet hatte und weitergegangen war, dachte Erwin daran, welche Sachen er bei Anni hatte einkaufen wollen, wäre ihm die Geschichte mit den Knochen nicht dazwischengekommen. Die Kombination seiner Rente mit dem, was seine Mutter ihm hinterlassen hatte, erlaubte ihm ein finanziell sorgenfreies Leben und dann und wann eine größere Anschaffung. Bei Anni einzukaufen gefiel ihm schon deshalb, weil Anni verschwiegen war. Niemand im Dorf hatte je von Erwins Vorliebe für Asia Orchidee Schaumbad mit Bambusextrakt und Avocadoöl erfahren. Anni bestellte die Flaschen für Erwin und hielt sie versteckt, bis Erwin kam und sie abholte.

Anni stellte nie unangenehme Fragen.

Im Gegenteil, Anni brachte Erwin manchmal auf neue Ideen – und die blieben dann ihr beider Geheimnis.

Nach der Begegnung mit Anni schlenderten Erwin und Lothar am Dorfteich entlang. Der war fast schon ein See von mehreren hundert Metern Länge. Bramschebeck mit seinen hier und da noch intakten Fachwerk- und

Backsteinhäusern, hatte durchaus seine Reize. Die Gebäude strahlten etwas Verzögert-Morbides aus. Die Gassen lebten von Menschenleere. Unvorstellbar wäre ein Straßencafé gewesen, buntes Volk, Schirmchen auf Eisbechern, Touristen mit Fotoapparaten, kurze Männerhosen und dergleichen. Stattdessen musste ein verirrter Besucher damit rechnen, aus dem Verborgenen beäugt zu werden. Gesichter hinter Fenstern gehörten zu den wenigen Attraktionen des Fremdenverkehrswesens von Bramschebeck.

Lothar liebte den Weg am Dorfteich entlang. Zwar war er ein zurückhaltendes Tier, doch der Kontakt zu anderem Wassergeflügel tat ihm, dem Einsiedler, von Zeit zu Zeit gut – bewirkte eine merkwürdige Verwandlung. Dann passierte er den Uferstreifen mit stolzgeschwellter Brust und demonstrierte die Überlegenheit der Laufente gegenüber der gemeinen Flugente. Er, der kaum Flugfähige, ließ sich von fliegenden Enten keinesfalls entmutigen, denn fliegende Enten waren doch im Grunde flüchtende Enten.

Lothar zehrte oft wochenlang von diesen Demonstrationen.

Der alte Grenzweg zwischen den Hufeisenschenkeln des Dorfs und dem Teich war neben dem das Hufeisen nachzeichnenden Schiedring und den ins Hufeisen hineinführenden Straßen Auf dem Keil und Hellweg so etwas wie die mit Schlaglöchern markierte Hauptstraße Bramschebecks. Wann immer Erwin mit seiner Polizeimütze auf dem Kopf hier entlangkam, auf Streife mit der Ente sozusagen, trat er in einer doppelten, ja dreifachen Rolle auf. Einerseits war er der verirrte, fremde Besucher, den man heimlich beäugte: ein Mensch, der in die gesunde Ordnung des Ortes nicht hineingehörte. Andererseits kannte man ihn, den Mann mit der Polizeimütze. Manche grüßten ihn. Bisweilen öffnete sich ein Fenster, und das Gesicht dahinter schob sich samt Kopf hinaus, erkundigte sich nach Erwins Befinden. Einer dritten Gruppe war er

vielleicht sogar unheimlich. Erwin hatte, um es platt auszudrücken, die Rolle des Dorftrottels neu definiert. In so manch einem Bramschebecker Gehirn regte sich nämlich der Gedanke, das Erwin Düsedieker ein Mensch mit Geheimnis war.

Vielleicht hatte seine Mutter Gertrude dazu beigetragen, dass Erwins Besonderheiten tief eingegraben blieben im kollektiven Gedächtnis des Ortes.

Gertrude war die Ehefrau des ehemaligen Dorfpolizisten Friedhelm Düsedieker gewesen: eine Frau von schneidender Autorität, die ihren Sohn nicht als Fluch, sondern als Aufgabe begriff. Früh lernten die Bramschebecker also die Waffen einer Mutter kennen, die ihr Kind verteidigte.

Ein Kind, das zu hässlichem Verhalten einlud – insbesondere was halbwegs Gleichaltrige betraf:

Spasti! Spasti! Schwastischwasti-Spasti!

Wie oft hatte Erwin das hören müssen.

Von Gertrudes Stärke zehrte Erwin auch nach ihrem Tod noch, als hätte die Kunst ihrer Backpfeifen weiterhin Einfluss auf das Verhalten Minderjähriger. Und die Polizeimütze tat ihr übriges – zumindest bei Kindern. Die Kinder von Bramschebeck hatten von Gertrude Düsediekers geisterhaft weiterlebender Autorität natürlich keine Ahnung. Doch sie waren geprägt, und zwar frühzeitig, auf Dinge, vor denen man Respekt haben sollte.

Dazu gehörten wuchtige Mütterhände und Polizeimützen.

Gegen 21 Uhr hatten Erwin und Lothar die Wache wieder erreicht. Lothar lief in den Garten. Erwin schloß die Haustür auf, zog Gummistiefel und Parka im Hausflur aus, ging trepphoch ins Schlafzimmer, wechselte die Trainingshose, stieg die Treppe wieder hinab und stellte sich unten ein kleines Abendessen zusammen. Lothar bekam Weizenkörner und Pellkartoffeln an sein Gartenhaus. Vielleicht war auch noch eine unvorsichtige Schnecke zu finden. Lothar machte sich auf die Suche.

Nach dem Abendessen, das Erwin an einem alten Tisch in der zur Straße gelegenen Küche einnahm, stieg er nochmals, den Parka unterm Arm, die Treppe zum Obergeschoss hoch. Das größte der dortigen Zimmer war das Schlafzimmer seiner Eltern gewesen. Nun war es vollgestellt mit Dingen der Wache und mit alten Polizeiakten, von denen die meisten jedoch auf dem Dachboden lagerten. Im Schlafzimmer stand auch der Schreibtisch der Wache. Erwins Mutter und er hatten ihn auseinandergenommen, als die Wachstube im Erdgeschoss nach dem Tod seines Vaters aufgelöst wurde. Sie hatten die einzelnen Teile die Treppe hochgetragen. Hier oben hatten sie den Schreibtisch wieder zusammengesetzt. Das ehemalige Elternschlafzimmer war nun überfüllt wie eine Rumpelkammer und immer noch ungemütlich, düster, ein Ort der Erinnerungen. An der Wand neben der Tür, gegenüber dem stockigen Ehebett, tickte die Großvater-Uhr: eine Pendeluhr, mannshoch. Ein hölzerner Wachbeamter in Altddeutsch-Nussbaum. Ein standhafter Polizist mit Holzmütze – das heißt, einer geschwungenen Haube aus beschnitzten Leisten.

Tock – – Tock – – Tock.

Erwin zog die Uhr jeden Tag auf, denn dieses Zimmer war – trotz allem – der Ort, der seine Freiheit begründete. Hier war er ganz und gar nicht Polizist. Hier konnte er ermitteln, ohne Polizist zu sein. Er kramte die Papierfetzen aus der Parkatasche und legte sie auf den Schreibtisch. Dann setzte er sich und nahm die Mütze ab.

Manchmal fragte sich Erwin, was ihn mit dieser Mütze verband. Er hatte niemals Polizist werden wollen. Er hatte keine Ahnung von Polizeiarbeit. Er hätte auch niemals Polizist werden können, dafür war er – nun ja – einfach nicht der richtige Mensch. Seinen Vater hatte das schier verrückt gemacht. Erwin hatte unter dem Druck, der Enttäuschung, die Friedhelm Düsedieker Tag für Tag empfün-

den und gezeigt hatte, gelitten. Dann war Friedhelm gestorben, und es war nicht besser, sondern schlimmer geworden. Der Druck war plötzlich nicht mehr konkret gewesen, sondern unfasslich. Unfassbar.

Und dann war auch Erwins Mutter Gertrude gestorben. An diesem Tag hatte Erwin eine Stimme gehört, die hatte ihn zu der Mütze geführt. Er hatte sie aufgesetzt und sofort gewusst, dass er von nun an kein Polizist mehr würde sein müssen. Erst recht kein Kommissar oder Oberkommissar, wie Lars-Leberecht Heine manchmal frotzelte, wenn er ihn, bei seinen Tantenbesuchen in Bramschebeck, über die Felder stapfen sah und ansprach. Mit der Mütze fand Erwin eine Rolle. Sie verwandelte ihn in etwas, das man im Dorf abnicken konnte. Erwin hatte ja längst herausgefunden, dass es unmöglich war, die eichenbohlendicken Vorstellungen, die den Ort beherrschten, zu durchbrechen. Also musste er sich diese Vorstellungen zunutze machen, um frei zu sein. Erwin Düsedieker ließ Versloh-Bramschebeck fortan glauben, er sei noch immer kindlich bemüht, seinem Vater nachzueifern – um eben genau dies nicht zu tun. Er musste kein richtiger Polizist sein, solange man nur glaubte, er scheitere Tag für Tag daran, einer sein zu wollen.

Und so fand Erwin durchaus Spaß an Ermittlungen, entdeckte den Reiz des Verborgenen. Erwin konnte Untersuchungen durchführen ohne jeden Druck. Er löste Fälle wie ein richtiger Ermittler, obwohl es sich nie um Kriminalfälle im engeren Sinn handelte. Er widmete sich zum Beispiel Rätseln, die ihm Bilder und Texte in Büchern stellten. Er war, auf ganz eigene Art, sehr erfolgreich. Der Dorfpolizist Friedhelm Düsedieker hatte als größten Coup die Aufklärung eines Kirmesdiebstahls in Pogge verbucht, bei dem sich der Täter selbst gestellt hatte, weil ihn Gewissensbisse plagten. Friedhelm Düsedieker, der Polizist, war ein tiefend ernster Mensch gewesen – und hatte sich letztlich zum Narren gemacht. Erwin hingegen trug

die Polizeimütze wie eine Narrenkappe, genoß Narrenfreiheit und wuchs ein ums andere Mal über sich hinaus. Er fand sogar heraus, dass er auf gewisse unerklärliche Weise mit einer klugen Ente wie Lothar kommunizieren konnte.

Jetzt betrachtete er die Papierfetzen.

Er zog die große Schreibtischschublade auf und holte ein Vergrößerungsglas hervor, eine klassische Lupe, eine Lese-Lupe mit fünffacher Vergrößerung. Solche Geräte benutzten Detektive in Büchern. Moderne Kriminologen hätten über Erwin gelacht, aber ihr Gelächter erreichte ihn nicht.

Fünffach vergrößert sah Erwin das rauhe, angegriffene Papier. Er drehte einen der Fetzen mit einer Pinzette und dachte an Sherlock Holmes. Die Standuhr machte ihr Tock – – Tock – – Tock. Erwin fragte sich, wie seine Eltern bei diesem monotonen, hartnäckigen Geräusch hatten schlafen können.

Tock – – Tock – – Tock.

Dieses Papier war sehr alt. Die Struktur deutete darauf hin. Und natürlich die Buchstaben. Fraktur. Ein Wort, das mit verschwommenen Bildeindrücken verbunden war, formte sich in Erwins Kopf. Das mussten Fraktur-Buchstaben sein. Alte Buchstaben auf altem Papier. Papier mit Brandrändern. Ein Feuer, das nicht alles vertilgt hatte. Papier, das übrig geblieben war.

Papier, das in feuchter Erde lag, zersetzte sich sehr schnell. Spuren davon waren deutlich zu erkennen. Aber dieses Papier hatte sich nicht zersetzt. Stammten die miteinander verklebten Blattfetzen etwa von einem Buch, einem alten Buch, das erst vor kurzer Zeit fortgeworfen worden war?

Erwin legte den Fetzen beiseite und nahm das zweite der drei Fundstücke. Die Lupe lieferte das gleiche Bild: Lehm, Brandschwärzung, einzelne Frakturbuchstaben, kaum noch leserlich. Ebenso beim dritten Fetzen.

Die einzelnen Blätter schienen miteinander verpappt, verfilzt, was auch immer. Erwin legte die Lupe beiseite und begann mit Pinzette und einem Taschenmesser an den Fetzen herumszudrücken, zu ziehen, zu schneiden. Mit vorsichtigen, seinen nicht gerade feingliedrigen Fingern abgerungenen Bewegungen gelang es ihm, einzelne Blattstücke voneinander zu lösen. Aus drei Fundstücken wurden vier, fünf, sechs – und mehr. Eine Viertelstunde lang arbeitet Erwin so. Immer wieder flackerte in seinen Gedanken die Frage auf, wie alt das Papier wohl sein mochte. Wie lange hatte es in der Erde gelegen? Weshalb hatte die mikrobische Fresslust des Bodens nicht alles vertilgt?

Tock – – Tock – – Tock.

Plötzlich stutzte Erwin. Wie eine Sammlung toter, zur Präparation bereiter Insekten lagen die Papierstücke vor ihm. Im Glühbirnen-Lichtkegel, den die lindgrüne 50er-Jahre-Häubchenlampe auf die Arbeitsfläche warf. Die Lampe, die schon immer zu diesem Schreibtisch gehört hatte. Nun beleuchtete sie seltsame Worte:

Wohl magst du mich küssen und weinen ...

Wohl magst du mich küssen und weinen und mir Küsse ...

Wie immer bei Frakturschrift hatte Erwin kurz umschalten müssen. Aus küffen und Küffe hatte er küssen beziehungsweise Küsse machen müssen. Und natürlich hatte er einige Sekunden länger gebraucht als andere, denn für Erwin war die Existenz von Worten wie küffen und Küffe nicht sehr viel unwahrscheinlicher als die Entsprechungen mit Doppel-S.

Die Überraschung jedoch waren nicht die Kuss-Worte, sondern die Tatsache, dass diese Wortfolge zweimal vor ihm lag. Einmal zwar leicht gekürzt, aber es war deutlich zweimal dieselbe Textstelle.

Wohl magst du mich küssen und weinen und mir Küsse ...

Ja, was?

Tock – – Tock – – Tock.

Die Funde stellten ein Rätsel dar.

Über das Satzfragment nachdenkend, ging Erwin zu Bett.

Auszug aus »Die Götter müssen zurück sein«

Als Hercule Ulysse gegen 22 Uhr 10 seine Fahrradschlüssel nahm, war die Welt noch in Ordnung. Das Atom-U-Boot USS-Kentucky lag seit Stunden aufgetaucht in ruhiger See, abseits im Pazifik. Zwei scharfe Interkontinental-Raketen waren gestartet worden, und in der Messe des U-Boots genoss Captain Luke Mortimer Vandekirk mit seinen Offizieren einen fetten Truthahn. Es war der 4. Juli 2024. Man feierte den amerikanischen Unabhängigkeitstag und wettete auf den Erfolg der Mission. Die Knochen des Vogels knackten. Die Männer lachten. Die Raketen flogen.

Davon ahnte Hercule nichts, als er, etwa 10.000 Kilometer entfernt, sein Apartment an der *Avenue du Général de Gaulle* nah dem Jachthafen von Villefranche-sur-Mer bei Nizza verließ. Er trug Bike-Shorts, gelbes Trikot und auf dem Kopf einen zerschrammten Mikroschalen-Helm. So schwang er sich aufs Rad. Vor ihm lagen sechs Kilometer Strecke, zum Teil steil bergauf. Hercule, 32 Jahre alt, ein schlacksiger Typ, wirkte im Sattel wie ein Fragezeichen, irgendwie verwinkelt. Und wenn er vom Rad abstieg, den Helm abnahm und sich grade machte, bestätigten der dunkle Wuschelkopf und die nervösen Eichhörnchen-Augen, dass er ein eher distanziertes Verhältnis zu Männlichkeit und Muskulatur pflegte – er war Wissenschaftler.

Musik war zu hören: von den Segeljachten im Hafen, vom Strand in der Bucht, von den Terrassen der nahen Restaurants und Bistros – und aus den Ghettoblastern Jugendlicher. Der Sommertag war herrlich gewesen, und die Temperatur sank nur langsam.

Nach kaum 500 Metern Anstieg begann Hercule zu schwitzen. Kleidung zum Wechseln hatte er dabei, in seinem Reflektor-Rucksack. Im Observatorium angekommen

men würde er erst einmal duschen. Seine Arbeit am Teleskop oberhalb von Nizza begann nicht vor Mitternacht. Vorher wollte er Berechnungen durchführen und mit Dorothea telefonieren, einer Kollegin aus Deutschland. Dorothea Hansen. Professorin für Planetologie. Sie begann in diesen Stunden ihre Nachtschicht am Radioteleskop von Effelsberg in der Eifel – 800 Kilometer nördlich und 100 Jahre weiter in der Zukunft.

Er hatte Dorothea bei einem Gastvortrag über Exoplaneten kennengelernt. Im April. An der Universität von Nizza. Sie hatte zwei Wochen Urlaub drangehängt. Dorothea, Tochter eines einflussreichen Zeitungsverlegers, Vaterkind, tough, hochbegabt, sprach perfekt Französisch und Englisch. Hercules Deutsch stammte von den Großeltern aus dem Elsaß, wo er aufgewachsen war: ein Anknüpfungspunkt. Am Ende ihres Urlaubs hatte sie ihn angerufen, interessierte sich für ein Forschungsprojekt, an dem Héloïse Masson, Hercules Professorin, arbeitete. Dorothea hatte ihn eingeladen, auf ihr Hotelzimmer an der *Promenade des Anglais*, direkt in den ausgebreiteten Armen des Strandes von Nizza.

Ein langes Gespräch über Wissenschaft folgte. Bis in die Nacht. Und dann ... Aus lauter Nervosität hatte er begonnen, Dorothea auf dem Balkon den Sternenhimmel zu erklären – es war ihm immer noch peinlich: Immerhin hatte sie sich schon zwei Jahre zuvor, mit 29, in Planetologie habilitiert. Er hingegen war Dauer-Doktorand der Astrophysik. Ein Träumer.

Nach zwei Dritteln der Strecke hatte Hercule die Höhe des Observatoriums erreicht. Er bog am *Col de Quatre Chemins* auf die *Route Grande Corniche* und den *Boulevard de l'Observatoire*. Das nasse Trikot klebte am Körper. Schweiß brannte in den Augen. Er hielt an, zog ein Handtuch aus dem Rucksack, wischte sich das Gesicht trocken, atmete durch. Die Zahl der Sterne hatte zugenommen. Die nautische Dämmerung war fast vorbei und die Sonne

längst in der Bucht ertrunken. Hoch im Südosten glimmte das Sternbild *Adler*. Gegenüber, am Nordwesthimmel, reckte sich der *Große Bär* hinauf zu *Bärenhüter*, *Nördlicher Krone* und *Herkules*. Hercule hatte sein eigenes Sternbild – was ihm manchmal unpassend vorkam.

Eine Sternschnuppe blitzte auf. Sogar zwei. Ein selbener Zufall. Zwei Sternschnuppen, direkt hintereinander. Sie zogen eine erstaunlich lange Spur.

Hercule hatte sofort eine passende Geschichte parat: Herkules, der Held, hatte zwei Pfeile abgeschossen. Die Pfeile flitzten unterhalb der Wega auf den Adler zu, dem von Zeus gesandten Vogel. Der hatte bekanntlich den Auftrag, Prometheus, dem Titanen, die Leber aus dem Leib zu hacken. Täglich. Bis Herkules ihn mit einem gezielten Schuss erlöste. Vielleicht hatte er zwei Schüsse gebraucht. Auch Götter beziehungsweise Halbgötter waren nicht unfehlbar.

Er fuhr weiter. Gegen 22 Uhr 45 bog er auf das Gelände des Parks, in dem sich das Observatorium befand. Die historischen Gebäude der Anlagen auf dem *Mont Gros* strahlten etwas Friedliches, Paradiesisches aus, versteckt zwischen Olivenbäumen, Korkeichen, Zedern, Pinien, Akazien und sonstigem mittelmeerischem Grün. Je weiter er die Straße hinter sich ließ, desto lauter wurden das Zirpen der Grillen, das Säuseln des Winds, die ...

... die Geräusche eines bimmelnden Smartphones?

Plötzlich gerieten zuckende Füße in den LED-Kegel seines Fahrradlichts. Sehr große Füße. Ohne Socken. Zwei Männerfüße. Behaarte Zehen, kräftige Fußnägeln – unzweifelhaft Männerfüße. Sie steckten in sehr großen Sandalen. Die Beine und der Körper des Mannes verschwanden in einem dichten Rhododendron kaum zwanzig Meter entfernt vom Eingang zur Hauptkuppel des Observatoriums, wo Hercule die halbe Nacht verbringen würde.

Als er vorsichtig nachsah, wer wohl zu den Füßen gehörte, war an Bord des aufgetauchten Atom-U-Bootes der

Truthahn verspeist und man servierte das Dessert. Captain Luke Mortimer wartete gespannt darauf, dass sich Washington meldete. ...

»Die ... Nicht ... Lass mich ... Au! ... Aua! Lass ab von mir, grässliches Schnabeltier ...!«

»Hallo? He, Sie! Alles in Ordnung?«

Hercule sprang vom Rad. Der Mann, der zu den aus dem Rhododendron ragenden Füßen gehörte, redete wirr und schrie immer wieder auf. Das Klingeln des unbekannten Smartphones ging monoton weiter. Hercule stellte sein Fahrrad ab: so, dass der Schein seiner Akku-Leuchte auf den Rhododendron mit zuckendem Inhalt fiel.

»Kann ich helfen?«

»Der Adler! Nein! Er landet! Er landet! Nein!!«

Stöhnen. Keuchen. Der Mann war verletzt, halluzinierte. Vor dem Eingang zur Hauptkuppel des Observatoriums brannte ein trübes Licht. Niemand würde sich in dem Gebäude aufhalten. Hercule hatte den Schlüssel. Er war der einzige am *Observatoire de la Côte d'Azur*, der die *Grande Lunette*, das ehrwürdige alte Teleskop, noch nutzte. Das Gebäude hier war eigentlich ein Museum. Das kaum jemand besuchte.

Jetzt röchelte der Mann. Hercule trat unsicher auf den Rhododendron zu, zog den dichten Strauch auseinander, drückte mit dem linken Fuß einige Zweige nieder, damit sich der Busch nicht wieder schloss und er sehen konnte, was mit dem Gestürzten war. Dann zückte er sein Smartphone, um mit der Taschenlampen-App auszuleuchten, was vom Licht des abgestellten Fahrrads nicht erfasst wurde.

Du meine Güte, der Mann dort am Boden war ein Hüne, mindestens zwei Meter groß, sehr kräftig gebaut. Typ: Bodybuilder. Seine Wettkampfzeit lag aber wohl lange zurück. Er war alt, die Haut gelblich-fahl, glänzend. Das verrieten das verschwitzte Gesicht, die Waden, die aus

den Wollhosen hervorlugten, die behaarte Brust im Ausschnitt des halb geöffneten, groben Holzfällerhemds. Das Haar des Mannes war schmutziggrau, strähnig. Große Hände griffen, um sich schlagend, ins Gebüsch, rissen Blätter ab. Der Mann krümmte sich wie unter Elektroschocks. Die Augen weit aufgerissen, die Augäpfel verdreht. Aus dem keuchenden Mund rann Speichel. Hercule beugte sich hinab – und ruckte wieder hoch. Dieser Gestank: Der Mann war betrunken. Nein, stockbesoffen.

»Können Sie mich verstehen?«

Die Stimme des Mannes ging plötzlich über in archaische, fast animalische Laute. Kehlig, gurgelnd, unterbrochen von einzelnen verständlichen Worten – soweit Lallen verständlich sein konnte:

»Aithon ... Hydragleicher ... Übel der Welt ... Typhon ... Python ... Das Unheil ... entfesselt ... Die Büchse ... Pandora ... Ich ... verloren!«

Das die Worte unterbrechende Gurgeln war ein Ton zwischen Toilettenspülung und Vulkantätigkeit. Hercule stutzte. Nicht wegen des Gurgelns, sondern weil ihn das Wort *Aithon* überraschte. Meinte der Betrunkene den Adler des Zeus? Der dem Titanen Prometheus täglich an die Leber ging? Hercule, der die griechischen Mythen vom Nachthimmel ablesen konnte, kannte auch *Typhon* und *Python*. Python war das drachengleiche Ungeheuer, das von Apollon in Delphi getötet worden war. Seitdem hatte Apollon über das Orakel dort geherrscht. Mit Typhon hatte sich Zeus legendäre Kämpfe geliefert: ein Drache mit doppeltem Schlangenleib und hundert Köpfen, die bis hinauf zu den Sternen reichten. Typhon, der Vater der stürmischen Winde, des Höllenhundes Kerberos, der Hydra, der Sphinx, der Chimaira, des nemeischen Löwen. Das urtümlichste aller Ungeheuer. Sein Gebrüll war so fürchterlich, dass die Götter verschreckt den Olymp verließen und sich in Ägypten in Tiere verwandelten, um un-

erkannt zu bleiben. Die moderne Medizin würde es vielleicht als Stressreaktion bezeichnen. Hercule bekam bei Stress Hautausschlag – Zeus wurde ein Widder. Die Vorstellung war bizarr. Als Zeus Typhon endlich besiegt hatte, warf er den Ätna auf den ungeheuerlichen Fleischklops. Doch so richtig tot war ein mythisches Ungeheuer ja nie. Dann und wann brüllte Typhon – und der Ätna spie Feuer.

Auch die Büchse der Pandora, die alle Übel der Welt enthielt, war ihm ein Begriff. Aber hier ging es nicht um Übel, sondern um Übelkeit.

Er widmete sich wieder dem Betrunkenen, denn in diesem Moment brach der Vulkan im Rhododendron aus – das heißt, der Besoffene übergab sich auf solch bestialische Weise, dass Hercule jeden Gedanken an griechische Hochkultur fahrenließ und die Notfallnummer anrief. Sollten sich Rettungsexperten mit dem Kerl befassen. Hercule hatte seine mitmenschliche Pflicht getan. Er musste an die Arbeit gehen, um ...

Das Klingeln. Es hörte und hörte nicht auf. Ein Smartphone. Vielleicht war da jemand in großer Sorge. Was man ja verstehen konnte.

Hercule überwand seinen Widerwillen, hielt den Atem an, horchte dem Signalton nach und fand das fremde Phone in der Brusttasche des Holzfällerhemdes.

Ein Gerät mit Apfelwappen. In Edelmetall-Ausführung. Was ihn allerdings noch mehr erstaunte, war das Wort, das da im Display leuchtete:

HERMES

Er startete darauf, ließ das Ding weitere drei Mal klingeln, als hoffte er, dass es doch noch stoppte. Dann nahm er das Gespräch gradezu hastig an:

»Hallo, also, ich bitte um Entschuldigung, dass ich ...«

Weiter kam er nicht. Ein Schwall von Worten in einer fremden Sprache ergoß sich in sein Ohr. Hercule versuchte, den Sprechenden zu unterbrechen:

»Hallo? Ich kann Sie nicht verstehen. Ich ...!«

»Prom! Na endlich!«

Als hätte jemand auf einen Knopf für Simultanübersetzung gedrückt, wurde der unbekannte Anrufer plötzlich verständlich – und doch auch nicht, denn was er sagte, ergab keinen Sinn:

»Wo hast du gesteckt, Prom? Seit Wochen bist du wie vom Kaukasus verschluckt« – Gelächter – »kleiner Scherz, wie vom *Tartaros* natürlich. Zeus ist total sauer. Wenn du so weitermachst, spart er sich das Vogelfutter und Aithon darf sich wieder Frischfleisch suchen. Du weißt ja, dass er kein Steinhuhn aus Knossos ist. Was ist mit den Leuchtfuern? Die Rückreise ist gleich geschafft. Wir landen, Prom!«

Schweigen.

»Prom? Bist du noch da? Die Leuchtfuer am Olymp. Opfergaben. Huldigendes Volk. Wie besprochen. Es eilt!«

»Ich ... äh ... ich bin nicht dieser ... Ich bin ... Mein Name ist Hercule. Ich habe sein ... also, er hat mir sein Telefon gegeben. Der Herr, den sie meinen, musste ... zum Arzt. Kann ich ihm was ausrichten?«

Schweigen.

»Hallo?«

»Herr ... Kühl?«

Wieder Schweigen. Dann:

»Herakles!? Ich fass es nicht. Dann stimmt das also! Ich habs geahnt! Nein, ich hab *gewusst*, dass du dich bald Herkules nennst. Wie geil ist das denn? Ich kann weissagen! Die Fähigkeit hab ich übrigens Apollon abgeschwatzt. Wir haben neulich Met mit Strohhalmen aus Totenschädeln ... Thor meinte, das wäre DER HAMMER. Wir hatten ziemlich geladen, und ich hab aus ein paar Halmen eine Art Musikinstrument gebastelt. Ich dachte, wenn ich ein Bündel nehme und drüberblase ... und Apollon, voll wie ein Krater, meinte: HAMMER SOUND! Gib mir das Ding! Ich so: Na klar. Aber nicht ohne Gegenleistung.

Hehe! Er wollte es unbedingt haben. Apollon ist schon länger auf so nem Zurück-zur-Natur-Trip. Er und sein Schwesterherz Artemis: einfache Werte, Bauernmalerei, ungefärbte Wolle. Artemis hat die letzten Monate sogar auf Alkohol verzichtet. Obwohl das ja eher unnatürlich ist, wenn du mich fragst. Ihr ging die Feierei auf Elysion total quer. Neulich musste sie ihren Hamster aus Erbrochenem ziehen, weil Dionysos ... Na, kennst ihn ja. Wenn sich ihre Lieblingshirschkuh nicht erbarmt und den Ärmsten saubergeleckt hätte ... Da musst du nicht weissagen können, um zu ahnen, dass Artemis den ollen Suffkopp am liebsten von ihren Kötern hätte zerreißen lassen. Dummerweise lagen die aber auch im Koma, weil Odin, der Scherzkeks, heimlich Met in ihre Näpfe und ...

Aus dem Hintergrund grollte eine Stimme:

»Hermes, alte Quasselstrippe: hat Prometheus alles klar?«

»Ja doch!«, antwortete Hermes – in die Tiefe des Raums, und wandte sich wieder Hercule zu, leiser diesmal:

»Ich muss Schluss machen. Prom soll keinen Mist bauen. Also: Leuchtfeuer, Volk, Opfergaben. Verrat mir noch schnell, wie du es geschafft hast, uns zu überholen? Und in welcher Sprache sprechen wir eigentlich? Als redogewandter Gott bin ich ja der Meister aller Zungen, aber ich wüsste schon gern ... Nein, warte. Krieg ich alles raus. Weissagen ist so geil!«

»HERMES? WAS IST JETZT?«

»Bis nachher!«, hauchte die Stimme. Dann machte es Klick. Aus.

Hercule blickte verdattert auf das Gerät in seiner Hand. In der Nähe brummte ein Fahrzeug. Im Augenwinkel bemerkte er die Scheinwerfer des Rettungswagens. Aus einem unbestimmten Gefühl heraus tippte er seine eigene Nummer in das goldene iPhone, rief sich selbst an, drückte beim ersten Klingeln auf den Beenden-Button. Dann schob er das Phone zurück in die Brusttasche des nach wie

vor stöhnenden Fremden. Der Rettungswagen hielt. Ein Notarzt und ein Sanitäter stiegen aus, ließen sich die Situation erklären, untersuchten den Patienten, was alles nicht lange dauerte:

»Volltrunken«, sagte der Arzt. »Mindestens vier Promille. Die Leute halten sich für unsterblich.«

Sie betteten den Mann auf eine Trage:

»Gott, ist der schwer«, sagte der Rettungssanitäter. Der Arzt zog dem Mann die Pupillen hoch, leuchtete mit einer kleinen Lampe hinein.

»Gelb wie Götterpipi. Sieht schwer nach Leberzirrhose aus.«

Sie schoben die Trage in den Transportraum, schlossen die Türen, Hercule gab seine Personalien an, fragte nach dem Krankenhaus, in das sie den Mann einliefern würden, dann fuhr der Rettungswagen davon. Endlich konnte Hercule mit der Arbeit beginnen. Ihm blieben nur noch wenige Stunden. Er musste aufbrechen zu den Sternen – und trug noch immer Fahrradhelm. ...

Das Observatorium von Nizza war eine historische Anlage: die älteste Sternwarte Europas. Der Architekt, Charles Garnier, hatte im 19. Jahrhundert auch die Pariser Oper entworfen. Und das Casino von Monte Carlo. Und niemand Geringeres als Gustave Eiffel war für die damals revolutionäre Konstruktion der großen Kuppel verantwortlich. Doch die Anlagen auf dem Mont Gros hoch über der Stadt besaßen nur noch musealen Wert – und selbst dieser war in Gefahr. Seit Jahren wurde hier renoviert. Mit kargen Mitteln.

Hercule liebte die alten, mechanischen Apparaturen. Er liebte ja auch sein Stahlrahmen-Fahrrad. Er hatte Héloïse Masson, seiner Professorin, vorgeschlagen, das Teleskop für kleine, medienwirksame Beobachtungen zu nutzen. Um Spenden zu akquirieren, den Leuten den

Wert von Wissenschaft nahezubringen und so vielleicht indirekt den Druck auf die Politik zu erhöhen.

Héloïse Masson wurde aus Hercule nicht schlau. Einerseits war er ein verträumter Schussel. Andererseits hatte er diese Ideen. Dann nannte sie ihn den Listenreichen – Hercule Ulysse: Es passte sogar zu seinem Namen. Und da auch Forschungsgelder knapp geworden waren und die Institutsleiterin sich den Kopf darüber zerbrach, wie sie ihre Mitarbeiter in diesen kargen Zeiten beschäftigen und Streichungen umgehen konnte, ließ sie Hercule mit seiner Idee gewähren. Sie und die meisten ihrer Mitarbeiter waren ohnehin selten hier. Das Zentrum der Forschungen am *Observatoire de la Côte d'Azur*, zu dem alles hier gehörte, lag 30 Kilometer westlich von Nizza, nahe Grasse, am Observatorium von Calern.

Hercule sah auf die Uhr. Halb eins. Es war spät geworden. Da er die Nacht ohnehin allein verbringen würde, verzichtete er darauf, im 300 Meter entfernt gelegenen Verwaltungsgebäude zu duschen. Dort gab es ein paar selten genutzte Zimmer für Gastforscher. Aber um 3 Uhr 36, in drei Stunden, begann die astronomische Dämmerung. Er musste die Zeit bis dahin für Beobachtungen nutzen, und stellte sich auf eine Nachtschicht in klebrigen Shorts und müffelfndem T-Shirt ein. Der Kurs des Asteroiden, den er entdeckt hatte, war ein Rätsel. Hercule hoffte, er würde ihn wiederfinden: die Flugbahn zeigte merkwürdige Abweichungen. Das Ding verhielt sich eigenwillig wie ein UFO.

Hercule wandte sich dem Gebäude zu, das die große Kuppel des Observatoriums trug. Die weißen, wuchtigen Außenmauern mit ihren Säulenornamenten waren einem griechischen Tempel nachempfunden. Über der Eingangstür hing etwas, das aus der Entfernung an ein Hirschgeweih erinnerte. Doch es war eine Skulptur: der athletische bronzene Oberkörper Apollons, der über dem Eingang angebracht war, als steckte er bis zu den Hüften im Stein. Er

streckte die Arme vor und hielt in den Händen Fackeln – was Kinder, die das Observatorium besuchten, glauben ließ, der nackte Mann durchbräche mit zwei Eistüten die Wand.

Hercule trat ein. Das Licht im großen Raum unter der hohen Kuppel war gedimmt: ein mit Honig versetzter, eingefangener Himmel. Er ging mit hallenden Schritten zu einem schmalen Tisch, auf dem ein Computer stand, der auf Mausbewegung hochfuhr. Dann nahm er sein Smartphone und schickte eine Nachricht an Dorothea:

»Fange jetzt an.«

Sie antwortete: »Dann mal los.«

Er verbannte die Zahlenkolonnen der Berechnungen vom Computerbildschirm und wählte im Internet CNN. Den Ton stellte er stumm. Er mochte flimmernde Bilder. Sie gaben dem riesigen, abgedunkelten Raum hier drinnen so etwas wie ein Herz, ein kleines Zentrum heller Bewegungen. Und manchmal lieferte die Welt ja auch Nachrichten von Wert.

Der unaufgeräumte, mit Zetteln und Datenausdrucken übersäte Arbeitstisch mit Computer stand an die Wand geschoben. Das Okular der *Grande Lunette* endete zwei Meter über dem Boden, in der Mitte des Raums. Das Linsenteleskop war so lang wie das Rohr eines Geschützes aus dem Ersten Weltkrieg, ragte steil hinauf. Hercule ging zu einer Schalttafel, drückte Knöpfe, öffnete die Kuppel. Ein Surren. Oben, im Spalt, erschienen Sterne. Er bestieg den hohen Beobachterstuhl, kauerte sich unter das Okular.

Hercule hatte die Daten der vergangenen Messungen und die Berechnungen im Kopf, richtete das Objektiv auf das Himmelsarreal, wo er den Asteroiden erhoffte – wenn es nicht wieder Abweichungen gegeben hatte. Auf dem Computer-Bildschirm unten war der Präsident der USA zu sehen. Stumme Mundbewegungen. Dirigierende Arme. Blitzlichter. Die Vereinigten Staaten feierten ihre

Unabhängigkeit. Der Präsident, Ronald Dump – der auf seltsame Weise alle Unwägbarkeiten auf sich vereinigte, die man sich beim mächtigsten Mann der Welt nicht wünschte – hielt eine Rede. Hercule suchte.

Die Kuppel drehte sich unmerklich. Im Spalt blieb immer derselbe Himmelsausschnitt. Wo, verdammt, steckte diese fliegende Kartoffel, die er vor Tagen auf einer Fotoplatte entdeckt und gestern erstmals im Flug, schon innerhalb der Jupiterbahn, beobachtet hatte? In dem breiten Areal, wo die Daten den Asteroiden vermuten ließen, war nichts. Auch in der Umgebung: nichts. Er sollte auffindbar sein: Das Material des Asteroiden hatte reflektiert mit einer Albedo fast so stark wie die eines Spiegels. Verrückt und faszinierend war es gewesen. Gestern. Und heute?

Hercule geriet ins Schwitzen. Seine Entdeckung drohte sich zu verdrücken. Im Minutentakt schickte er Nachrichten an Dorothea im fernen Effelsberg, wo sie auf Nachtschicht war, zusammen mit einem Teleskop-Operator, der ihr einen Gefallen schuldete. Das Radioteleskop war ein anderes Kaliber als ein 8 Meter langes Fernrohr, das sich mit wenig Kraft nachjustieren ließ. Die Effelsberger Metallschüssel mit 100 Metern Durchmesser wog fast 2000 Tonnen und empfing ganz andere Signale als ein Linsenteleskop. Und es deckte ein breiteres Feld ab. Effelsberg war ...

Ping!

»Müssen telefonieren. Hier aktuelle Bahndaten ...«

Dorothea. Sie hatte ihn wiedergefunden.

»Moment«, tippte er, konzentrierte sich und richtete das Teleskop neu aus. Die Daten stimmten. Natürlich. Doch die Abweichung erstaunte ihn. Dann sah er den Asteroiden. Und war geschockt:

Auf Erdkurs und gegenüber den Computerwerten um mehr als fünfzehn Bogenminuten versetzt. Wie hatte das Ding sich so schnell nähern können? Hercules Herz stol-

perte los, als müsste es versuchen, einen plötzlichen Rückstand auf diesen Himmelskörper wettzumachen. Was war das, das da so unberechenbar heranraste? Die Kartoffel von gestern hatte sich verwandelt. In den Kopf eines einäugigen Ungeheuers? Das, was in der Nacht zuvor kaum Form gezeigt und diffus gegläntzt hatte, erinnerte nun an einen schwarz-grauen Brocken mit einer glattpolierten Anomalie in der Mitte. Nach vorn gewölbt. Dem Beobachter zugewandt. Wie eine Perle, umschlossen von halbseitig weggebrochenem Gestein. Die Distanz des Asteroiden war dramatisch geschrumpft. Hercule fühlte sich schwindelig. Das Telefon klingelte. Er nahm das Gerät ans Ohr, hielt die Augen weiter am Okular.

»Dora? Das ist ... Ich verstehe das nicht. Siehst du das?!«

»Sehen nicht«, antwortete sie: »Dies ist ein Radioteleskop. Er übergang den Spott:

»Glas. Das Ding hat einen ... Kern aus Glas. Scheint vorn halb freigelegt. Und es zeigt keinerlei Rotation. Sehr seltsam. Sieht aus wie ... ein Auge. Der Kopf eines Zyklopen. Verrückt. Und so nah!«

»Ja, und *ich* habe *noch* etwas. Das ist tatsächlich verrückt. Signale.«

»Was für Signale?«

»Eine Überlagerung von Magnetfeldern. Nicht leicht herauszufiltern. Der Asteroid liefert mir Daten, die der Rechner als eine Art EKG mit einer Kakophonie von 13 kräftigen Sinusrhythmen interpretiert.« Sie lachte auf: »Na ja: 12 der Rhythmen sind mächtig, *einer* jedoch flattert ein bisschen. Die Signale erinnern an Herzschläge. Würde ich an Science-Fiction glauben, müsste ich jetzt wohl sagen: Auf dem Asteroiden leben zwölf sportliche Aliens und ein etwas angeschlagener.«

Aliens? Hercule lief der Schweiß und mischte sich mit dem bereits müffelnenden vom Beginn der Nacht.

»Ein ... Raumschiff?«

»Wie gesagt: *würde* ich an Science-Fiction glauben ...«

Hercule war im Fieber, hörte kaum zu:

»Das kann kein Raumschiff sein«, rief er, »das ist ein Asteroid. Mit ein paar Anomalitäten vielleicht: diese ... Glasmasse. Die fehlende Rotation. Es muss ...!«

»Da ist noch was«, unterbrach ihn Dorothea. Sie klang hochkonzentriert: »Niemand außer uns scheint den Anflug des Asteroiden bemerkt zu haben. Hier am Institut: Schweigen. Wir sind weltweit wirklich gut vernetzt, aber von außen: nichts. Auch jetzt nicht, wo er so nah ist, dass selbst du mit deinem antiquierten Linsenfernrohr genaue Bilder empfangst. Die plötzliche Beschleunigung und die Bahnveränderung waren vielleicht überraschend. Trotzdem wundert es mich, dass nur wir Alarm schlagen.«

Alarm. Erst jetzt dämmerte Hercule, was ihre Worte bedeuteten. Die Bruchstücke von Erklärungen, weshalb dieser Himmelskörper sich möglicherweise verhielt, wie er sich verhielt, ohne ein Raumschiff, ein UFO zu sein – sie wurden beiseite gesprengt:

»Wenn er hier einschlägt?«, rief er. »Das Ding hat ... das sind bestimmt hundert Meter im Durchmesser, das ...?« – er versuchte sich daran zu erinnern, was er über Einschlagsfolgen in Abhängigkeit von Asteroiden-Größe wusste. Die Dinosaurier ... Yucatan ...!«

»Nein«, widersprach Dorothea kühl: »Ein Asteriod von 100 Metern Durchmesser löscht die Menschheit nicht aus. Außerdem sprechen die Bahnanomalien dagegen, dass er einschlägt. Wenn sich die Abweichung fortsetzt, surft er nur kurz über die Atmosphäre hinweg und ist davon. Oder er platzt und regnet in Meteoriten ab.«

»Und wenn nicht?« Hercule wischte sich Schweiß von der Stirn: »Anomalien heißt doch, dass sich die Abweichungen nicht mit Sicherheit berechnen lassen. Für mich verläuft sein Kurs eindeutig Richtung ...!«

Weiter kam er nicht. Es war 3 Uhr 6 morgens. Eine stählerne Faust griff um Hercules Hals und drückte zu. Er röchelte, starrte ins Okular, sah in den Weltraum. Was er nicht sah: Über den Computerbildschirm, tief unter ihm, auf dem Arbeitstisch, flimmerten Bilder von beginnenden Feuerwerken – in New York und Washington. Ohne Ton. Auch das Herz des Raums schlug also schneller.

»Hercule?«

Dorothea. Plötzlich war das Sachliche aus ihrer Stimme verschwunden. Hercule wollte schreien, doch da kam nichts. Er hätte gar nicht anschreien können gegen das, was er sah. Dort im Weltall. Ein Blumenstrauß. Der Asteroid verschwand von einer Sekunde auf die andere. Wo er eben noch zu sehen gewesen war, übergab eine unsichtbare Faust einen Strauß Blumen, deren Blüten sich feurig öffneten, in alle Richtungen.

Ein Feuerwerk gigantischer Blumen des Bösen.

Atomares Feuer.

Das UFO. Die Kartoffel, der Kopf des Zyklopen oder was auch immer da eine Sekunde zuvor noch geflogen war, war dahin. Vernichtet.

Hercule musste Dorothea gar nichts erklären. Was sie nicht sah, verrieten ihr die Radiowellen, die sie empfing. Sie verrieten ihr sogar noch mehr: Mehrere Raketen mit Mehrfachsprengköpfen hatten den Asteroiden getroffen und augenblicklich zerstört. Mit einer Detonationswucht von mehreren Megatonnen TNT. Fragmente des Gesteins rasten als winzige Trümmerstücke davon. Manche flogen auf die Erde zu, würden in der Atmosphäre verglühen. Auch Dorothea brauchte einige Zeit, um sich zu sammeln. Ihr gelang das schneller als Hercule, denn da war noch etwas, das sie empfing:

»Hercule«, sagte sie, »halt dich fest.«

Das tat er längst, schon wegen des Schocks.

»Die Herzsignale. Sie sind noch da. Sie nähern sich jetzt deutlich der Erde. So schnell wie vorher der Asteroid.«

Auszug aus »Es rappelt in der Kiste«

FVNERIBVS AGRIPPINENSIVM SACER LOCVS

Den Leichen Kölns ein heiliger Ort.

Als die Frau durch das Portal unter dem Spruch hindurch schritt, wechselte sie von einer hektischen Welt in eine ruhige. Es dauerte nicht lange und das Raunen des Verkehrs, der Motoren, wurde vom dichten Grün verschluckt.

Nun ja, hier und dort heulte ein Friedhofsfahrzeug, keuchte ein Pritschenwagen beladen mit Bagger und Motorsägen zu einer aufzulassenden Grabstelle oder einer alten Platane, von der Äste abzubrechen drohten. Lärm war auf dem Friedhof allerdings die Ausnahme. Hier waren die Bewegungen leiser, feiner. Hummeln und Bienen flogen, Amseln, Stare, Elstern, Rotkehlchen, Meisen, Tauben, Zaunkönige, Gimpel und Zilpzalpe und nachts Käuze und diverse Fledermäuse. Am Boden wuselten Eichhörnchen, Mäuse, Wildkaninchen, dann und wann Marder, sogar Füchse – und zum Herbst hin immer wieder Igel. Auf Melaten lebten sie in Frieden – auf der Aachener Straßen hinterließen sie Matschflecke. Der Friedhof war eine Welt voller Schlupfwinkel, und die Menschen – sogar die, die hier nicht lagen, sondern als Besucher umherwandelten – ließen den Tieren und Insekten des Friedhofs ihre Ruhe.

Die Luft duftete von Wild- und Wiesenkräutern. Alles roch irgendwie nach Grün. Die Bäume, Büsche, Sträucher hielten nicht nur den Verkehrslärm, sondern auch Stress und Abgase fern. Der Friedhof gönnte dem Erfinder des Verbrennungsmotors, Nikolaus August Otto, der hier seit über 130 Jahren lag, Ruhe vor den Geistern, die er gerufen hatte.

Auf dem Friedhof benahmen sich sogar die Radfahrer. Meistens jedenfalls.

Die Frau in Schwarz folgte dem Hauptweg, schritt auf ein breites Rondell mit angegrüntem, sandsteinernen Hochkreuz

in der Mitte zu, wo am Wegrand das Ehrengrab der Köl-schen Funken lag: eine prächtige Anlage, gestaltet mit rotem Granit. In einem Seitenweg links des Rondells trug die bronzene Statue eines verstorbenen Karnevalisten Sommers wie Winters eine rote Clowns-nase.

In Köln hatte der Tod Humor.

Davon wollte die Frau in Schwarz nichts wissen. Sie verließ das Rondell auf ihrem von Leichen gesäumten Weg, näherte sich einem Kriegerdenkmal. Oben, auf dem Säulen-Baldachin des turmhohen Dings, hockte ein die Schwingen ausbreitender, drohender Bronze-Adler.

Der guckte allerdings weniger düster als die Frau.

Während sie sich auf die Ostseite des Friedhofs zu bewegte, fanden, keine 100 Meter entfernt, Abräumarbeiten statt: nah dem Grab von Edith Mendelssohn Bartholdy – gestorben 1969. Einst hatte sie im WDR die Sendung *Der Lebensabend* moderiert. Nun lag sie hier.

Gleich neben ihr, vor einem stark verwitterten Sandsteinblock mit kaum noch leserlichen Buchstaben, stießen die Finger des Friedhofsgärtners Konrad Leisegang auf Knochen. In über zwei Metern Tiefe.

»Hast Recht gehabt«, sagte er. »Fantastisch.«

Weil Konrad über einige Erfahrung mit Menschenknochen verfügte, wusste er sofort, dass er einen Schädel gefunden hatte. Sein Herz hüpfte. Er war ein schlaksiger Typ, fast zwei Meter groß und hatte trotz seiner 38 Lebensjahre noch immer das melancholische Gesicht eines Hamlet-Darstellers: ernste große Augen und verstrubbeltes Haar, das wunderbar zum grüblerisch-verträumten Charakter Konrads passte. Man hätte ihn für einen an die Forschung verlorenen Akademiker halten können, wäre da nicht der grüne Arbeitsoverall der Friedhofsgärtner gewesen.

Da sich Konrad in der engen Ausschachtung kaum bücken konnte, war er in die Hocke gegangen. Seine Finger

schlüpfen in die Augenhöhlen des Schädels wie in die Löcher einer Bowlingkugel. Jetzt musste er vorsichtig lockern und ziehen:

»Ich hab ihn.«

»Hier ist auch was!« Eine zweite Stimme.

»Nicht so laut. Wir sind auf dem Friedhof.«

Konrads Stimme klang, wenn er leise sprach, immer leicht gedämpft, wie von einer dünnen Schicht Erde bedeckt.

Statt auf den Vorwurf einzugehen, rief die zweite Stimme: »Ich stell mir grad vor, hier um uns rum hätten früher Zuschauer gestanden, um dem Scharfrichter zuzugucken.«

»Dem was? Pssst!«

»Dem Scharfrichter. Der alte Richtplatz von Köln. Der lag hier irgendwo.«

»Und was bedeutet das für uns?«

»Dann könnte es ja sein, dass die Knochen hier von Leuten stammen, die vielleicht gerädert wurden.«

»Aha.«

»Gerädert, und geköpft. Vielleicht waren das Hexen!«

»Nein«, widersprach Konrad. »Außerdem ...«

»Stimmt. Hexen sind hier meist verbrannt worden. Erwürgt, dann verbrannt.«

»Außerdem waren das keine Hexen, sondern Frauen, die man zu Hexen erklärt und dann umgebracht hat«, sagte Konrad – so leise, als spräche er zu sich selbst. Das offene Grab, das es abzuräumen galt, lag nicht weit entfernt vom neuen Haupteingang des Friedhofs. Neben jenem Bereich, den ein Steinblock mit besinnlichen Worten als *Ruhegarten* auswies. Konrad hatte mit dem Bagger sehr tief gegraben. Tiefer als geplant, denn er und sein Kollege gingen einem Verdacht nach. Einem, der ganz und gar nichts mit Hexen zu tun hatte.

In diesem Grab war ein Kölner Fabrikant bestattet worden, der um 1900 herum zu Geld und Einfluss gekommen, aber mit seinem Tod in Vergessenheit geraten war. Über hundert Jahre lang hatte das Grab Zeit gehabt, zu verfallen. Ein eher unscheinbares Grab, abseits der Angebergräber der Kölner Geldsäcke. Kaum hatte Konrad hier am Montag begonnen, in die Tiefe zu graben, war er auf ein Metallkästchen gestoßen. Und nun ...

Er besah den Fund. Es war der erstaunlich gut erhaltene Schädel einer Frau. Zumindest vermutete Konrad das. Das Loch auf der Rückseite deutete auf Mord hin. Erschlagen. Von hinten. Mit was auch immer. Konrad beugte sich halb über den Schädel, drehte sich vom Weg weg. Er wusste, dass es nie gut kam, wenn Leute plötzlich Knochen, insbesondere Totenköpfe sahen. Nicht mal hier, auf dem Friedhof. Sein Gesprächspartner hatte da weniger Probleme:

»Ein Femur!«, rief er.

»Pssst. Bitte.«

»Guck doch! Ist ein ziemlich kurzer. Hier!«

Femur – Oberschenkelknochen. Das lateinische Wort wirkte fremd im Ton der aufgeregten Stimme. Eine ältere Dame, die sich aus südlicher Richtung näherte, schrie plötzlich auf, was auf dem Friedhof selten geschah, denn der Friedhof war der Ort der Zeit nach dem Tod und nicht der des Moments unmittelbar davor. Die Dame war elegant gekleidet, weißhaarig – der Volksmund nannte es *melatenblond*. Vielleicht kam sie von einem Kaffeekränzchen mit befreundeten Witwen auf einen Abstecher zum Ruheplatz des Gatten. Sie schnappte keuchend nach Luft, war alt genug, um nun auch den letzten Atemzug beziehungsweise Schritt noch zu tun. Sie stolperte, stützte sich, Halt suchend, auf einem der Grabsteine rechts des Weges ab. Da erblickte sie in dem gähnenden Erdloch links von ihr – sie konnte ein Stück weit hineinsehen – nicht nur den erschrockenen Konrad mit Schädel in der Hand, sondern

auch eine Faust, die einen stattlichen Knochen hielt und hochfuhr, als würde diese Faust eine Keule schwingen und zuschlagen wollen. In dem Moment ging die Fantasie mit der alten Dame durch:

»Ein Kind! Da ... da ist ...«, japste sie verwirrt, »... ein Kind ... im Grab!«

Eine weitere Person eilte, wie tänzelnd, von den Toiletten nahe der Trauerhalle herbei. Sie fing die hyperventilierende Dame auf, die nun auch noch vom Halt am Grabstein abzurutschen und in das Loch mit dem Keulenschwinger hineinzuplumpsen drohte. Den Namen der Retterin kannte Konrad, und er war froh über ihr Auftauchen: Oma Gitti, das Herz einer Gruppe von Obdachlosen, die regelmäßig am anderen Ende des Friedhofs übernachteten. Meist fand man sie dort in der Nähe des Rechtsmedizinischen Instituts, im Schatten der Mauer zum alten Jüdischen Friedhof, der ebenfalls an Melaten grenzte. Oma Gitti trug ein sehr buntes Sammelsurium von Altkleidern, was der gutsituierten älteren Dame sicher aufgefallen wäre, hätte sie in diesem Moment über jenen kritischen Blick verfügt, für den sie sonst durchaus berüchtigt war:

»Ein ... ein Kind!«

»Kommen se. Kommen se. Setzen se sisch ma hin un beruhijen se sisch. Datt is n Engelschen. Dat wohnt hier«, sagte Oma Gitti in ihrem typischen Singsang. Sie zog die Verwirrte behutsam vom Grabloch fort, lotste sie zu einer Bank an den Urnenreihen des Ruhegartens.

»Ich habe mich ja so erschrocken«, stammelte die alte Dame, versuchte das Bild des Knochenschwingers aus dem Kopf zu bekommen, während Oma Gitti sie behutsam mit sich lotste und ihr dabei die Hand tätschelte. Als die Dame auf der Bank saß, holte Oma Gitti ihr etwas zu trinken. Ein Wasserglas fand sie zwar nicht, aber da lagen ein paar kleinere, in den Boden steckbare Grabvasen auf einem Fenstersims der Trauerhalle. Eine davon sah recht sauber

aus und gefiel Oma Gitti wegen der bunten Blümchenaufkleber. Das Wasser entnahm sie einer Gießkanne. Die entdeckte sie neben dem Grabkerzen-Automaten an der Trauerhalle, wo der Hauptweg des Friedhofs begann. Er wurde *Millionenallee* genannt, weil an seinem Rand die prachtvollsten Grabanlagen Melatens lagen: Oberbürgermeister, Regierungsmitglieder, Kaufleute, Bankiers. Möglicherweise auch das Grab, dem die Dame ihren Besuch hatte abstatten wollen. Oma Gitti verscheuchte einen durstigen Dackel von der Gießkanne und befüllte anschließend die Vase. Das Wasser von den Toiletten schien ihr ungeeignet, und der Wasserhahn am Friedhofseingang ließ sich partout nicht aufdrehen. Was Oma Gitti aber nicht wunderte, denn es passte ja zu einem Friedhof, dass dort alle möglichen Dinge verrosteten, außer Betrieb, defekt waren.

Ein bisschen *defekt* war auch Oma Gitti.

Während die alte Dame gedankenverloren einen Schluck Gießkannenwasser nahm, hatte Konrad seinen Schreck überwunden. Er wollte sich mit klopfendem Herzen aus dem Loch stemmen und sich nach dem Befinden der Dame erkundigen. Er ahnte, dass sie sich später beschweren würde. Arno Schorn, der Chef der Friedhofsgärtner von Melaten, hatte viel Verständnis für Konrads Schrullen, dennoch gab es immer mal wieder einen Rüffel – und wenn nicht von Schorn selbst, dann von Konrads Kollegen, die in der Mehrheit nicht so viel Verständnis für ihn hatten wie Schorn.

Er wollte sich gerade aus der Grube hochwuppen, als plötzlich ein Schatten auf ihn fiel – lang und schwarz.

Ein Schatten und das vordere Ende eines Geigenkastens.

»Ich habe es geahnt«, sagte eine kalte Stimme, und während Konrads Herz gefror, wurde Martin, die Person neben ihm, jäh daran erinnert, dass er nicht nur zu laut, sondern auch vergesslich gewesen war: »Mist!« ...

Konrads Herz fand nur langsam zurück in den Rhythmus der Friedhofsruhe. Das hatte vor allem mit Amalia Schmitz zu tun, der ersten Violinistin des WDR-Symphonieorchesters, die um 20 Uhr in der Oper sein musste: eine Aufführung von Shakespeares *Sommernachtstraum* mit der Musik von Felix Mendelssohn Bartholdy. Amalia hatte ihrem Sohn Martin am Morgen eingeschärft, ab spätestens 17 Uhr zu Haus zu sein und sich schon mal umzuziehen, denn auch Martin gehörte zum Ensemble des Stücks. Natürlich war er auch um 18 Uhr noch nicht erschienen, und Amalia hatte ihn auf seinem Smartphone nicht erreichen können. Martin stellte das Ding nicht nur morgens vor der Schule ab, sondern wann immer es stören könnte.

Martin ging ins nahe Apostelgymnasium, in die siebte Klasse. Seit Wochen, genauer seit Ende der Ferien, blieb er nach der Schule auf dem Friedhof hängen – was auf der Liste beliebter Freizeitaktivitäten für 10-Jährige nicht besonders weit oben stand. Er hatte zwei Klassen übersprungen, machte niemals Hausaufgaben, brachte dennoch reihenweise Einsen heim und wurde von seinen zwei bis drei Jahre älteren, teils mehrere Köpfe größeren Mitschülern gemobbt oder gemieden.

Gemobbt insbesondere von Rochus Gröben, 13, im Wiederholungsjahr in der Siebten und Sohn des reichen Fabrikanten Richard Gröben Junior. Rochus konnte mit seinem Taschengeld Kursschwankungen an den internationalen Börsen auslösen. Kurz nachdem Martin der Klasse vorgestellt worden war, hatte Rochus ihm im Beisein aller Mitschüler als Einstandsgeschenk einen Kindersarg überreicht. Das heißt, er hatte den Sarg überreichen lassen, von zwei seiner willigen Helfer, Enno und Marius. Rochus hatte fast die gesamte Klasse im Griff:

»Kannst jetzt in Ruhe sterben, Schmitz«, hatte er gesagt. »Hier braucht dich keiner.«

Selbstverständlich war Martin dieser Aufforderung nicht gefolgt. Er ging oft sehr eigenwillig mit Empfehlungen, Anordnungen, Hinweisen um. So hatte der Sarg sein Interesse an Friedhöfen geweckt, und schon am Tag darauf hatte er Rochus gebeten, das Ding gegen ein etwas größeres Modell umzutauschen, denn es liege sich doch sehr eng darin – die Lacher, die der Spruch auslöste, hatte Rochus Gröben als Kriegserklärung aufgefasst. Seitdem hatte Martin manches Widerliche erlebt und war vorsichtiger geworden.

Was nun den *Sommernachtstraum* betraf:

Amalia hatte Martin resolut aus dem Grab gezogen und fortgeschleift. Wie ein schwarzer Engel Richtung Hölle.

Von Amalias Donnerwetter hatte Konrad einiges abbekommen. Er hatte im Gewitter der Worte kaum etwas sagen können. Viel zu perplex war er gewesen, denn zum einen war es seine erste Begegnung mit Amalia Schmitz, und zum anderen hatte ihn ihre Erscheinung getroffen wie ein Blitz.

Nun leuchteten seine Wangen in einem Rosa ähnlich dem der hübschen Fleißigen Lieschen (*Impatiens walleriana*) schräg gegenüber, am Fuß des Grabkreuzes von Justizrat Johann-Joseph Gade († 1834). Und als Minuten später jemand laut rief, blühte Konrads Kopf noch einmal auf.

»Du bist das. Hab schon gedacht, da wachsen Tomaten, die ich besser pflücken sollte.«

Arno Schorn. Der oberste Gartenmeister von Melaten.

Konrads schuldbewusster Blick milderte seinen Ärger:

»Was haste wieder anstellt, Jung?«, brummte er. Ein kugeliger 60-Jähriger mit gepflegtem Zwirbelbart:

»Du sollst keine älteren Damen erschrecken. Die kommen noch früh jenuch zu uns. Ich habs mal ausgebügelt.«

»Tut mir leid, Chef«, sagte Konrad.

»Haste den Knirps wieder mitbuddeln lassen?«

Ein leichter Vorwurf in der Stimme.

»Gucken Sie mal, was Martin gefunden hat.«

Konrad hob den Schädel. Drehte ihn. Arno Schorn sah genauer hin.

»Loch im Kopp?«, brummte er. »Hammse den ollen Fabrikanten etwa erschlagen?«

»Der ist von ner zweiten Leiche. Lag tiefer. Darunter. Eine Frau.«

»Unter dem Fabrikanten? Du glaubstes nich ...« Schorn zog die mächtigen Augenbrauen hoch. Seine Bartspitzen zitterten: »Der Knirps hat die gefunden?«

»Martin hat geahnt, dass wir noch tiefer graben müssen.«

»Na, aus dem wird noch was.«

»Der is schon was.«

Schorn nickte.

»Sei ma vorsichtig mit dem Jungen. Du weißt ja, Kinder ham hier in den Gräbern nix zu suchen. Falls das in die Zeitung kommt.«

»Klar, Chef«, sagte Konrad. »Martin weiß das auch.«

»Na, ich bin jespannt.«

Schorn zog ab, Richtung Feierabend, blieb dann aber noch einmal stehen:

»Im Notfall behaupteste, er is'n Schülerpraktikant. Un jetzt mach Schluss für heute.«

Schorn wusste, dass der Schädel nicht wieder unter die Erde kam. Das Loch im Kopf würde Konrad keine Ruhe lassen:

»Schließ die Funde weg«, sagte er noch, »oder gib se gleich drüben ab.«

Er wies quer über das Gelände. Mit *drüben* meinte er das Institut für Rechtsmedizin, das an der anderen Seite des Friedhofs, am Melatengürtel lag. Wo Tote, deren Todesursache fraglich war, untersucht wurden.

Man kannte Konrad dort. Der Schädel war nicht sein erster Knochenfund mit möglichen Mordspuren.

Mit einem letzten Gruß schob Arno Schorn davon, zum Betriebshof. Anschließend ging es wahrscheinlich ins *Kölsch-Grab*, die Stammkneipe der Friedhofsgärtner in der nahen Dürener Straße. ...

Am Montag erschien Konrad unausgeschlafen auf dem Friedhof. Das Wetter war nach der Hitzewelle der vergangenen Tage plötzlich nur noch mau. Es hatte sich abgekühlt. Morgens gab es Nebel. Die ganze Stadt lag in grauem Dunst, der sich erst gegen Mittag verzog. Arno Schorn zitierte Konrad gleich zu Arbeitsbeginn zu sich und ließ sich schildern, was sich da in der Nacht zum Freitag jenseits der Forensik abgespielt hatte. Und nachdem Konrad alles erklärt hatte, wurde er ein bisschen gerüffelt und zur Strafe ans Bäumestutzen entlassen. Das war eine Arbeit, die er ganz und gar nicht mochte. Zumal Schorn ihm denjenigen Kollegen zur Seite stellte, mit dem er am wenigsten auskam: Gandulf Kantmann. Sie sollten sich mal die rebellischen Kastanien und Robinien nah der Adenauer-Gedenkstätte am Hauptweg vornehmen. Bei Adenauer hatte Schorn dann doch gern Ordnung.

Kantmann stutzte wie ein Berserker, verpasste den Bäumen Schnitte, die an ausrasierte Nazi-Frisuren erinnerten. Wann immer Konrad etwas dagegen einwenden wollte, tat Kantmann so, als könne er ihm wegen des Gehörschutzes nicht folgen und erhöhte nochmals die Drehzahl.

Der einzige Lichtblick an diesem Arbeitstag war, dass Gandulf Kantmann seine Pausen überzog und den Feierabend verfrüht antrat. Um 17 Uhr fiel das Geheul des Ketensägen-Massakers in sich zusammen. Kantmann grunzte ein: »Jetzt n'paar Kölsch und dann rauf auf die Mutter!« und rotzte Konrad etwas zwar Grünes, aber weder politisch noch menschlich gut Gemeintes neben die Arbeitsschuhe. Dann lachte er auf und eierte breitbeinig davon. Sein Tiefergelegter wartete auf dem Parkplatz des Betriebshofs.

Konrad war erleichtert. Er meinte, in der plötzlichen Stille, sogar ein ganz feines Aufatmen von Eichhörnchen zu hören. Die ersten Singvögel kehrten in den zuletzt von Kantmann geschundenen Baum zurück: zwei junge Zilpzalpe mitten in der ersten Mauser. Die beiden sahen zerzaust und ein bisschen so aus wie von Kantmann in die Mangel genommen. Schon deshalb genossen sie Konrads Sympathie. Hoch in der Baumkrone landete ein die Stadt als Lebensraum schätzender Habicht und schien Kantmann nachzublicken wie ein Geier einem hoffentlich bald Verendeten.

In einiger Entfernung, am Westrand des Friedhofs, wo sandiger Boden gegen die Friedhofsmauer und den Melatengürtel hin anstieg, lugte ein Fuchs aus seinem Bau. Das konnte nur jemand wie Konrad erkennen, der ein Auge hatte für die Feinheiten der Friedhofs-Fauna.

Konrad hatte den Fuchs im Frühjahr verletzt im Schutz eines Grabsteins gefunden und mit Katzenfutter aufgepäpelt. Vermutlich war das Tier beim Überqueren der Straße angefahren worden. Konrad hatte ihn *Socke* genannt. Er hatte mal einen Film gesehen, mit einem Wolf, der *Socke* hieß. Bald war aus Konrads *Socke* eine ganze Familie geworden: Socke mit Frau und drei Welpen. Sie schauten Konrad manchmal bei der Arbeit zu, wenn sich der Friedhof geleert hatte und Leute wie Kantmann verschwunden waren.

Heute blieb Socke zu Haus, denn schon wieder nahte jemand, bei dem der Fuchs skeptisch war: ein eher kleiner, etwas pummeliger Mensch in strahlend gelbem Hoodie. Ein Zwerg mit übergroßem Selbstbewusstsein. An der Hüfte dieses Zwerges baumelte eine Art Box, ein sperriges, zylindrisches Ding an einem Gurt, der über die Schulter gehängt quer über die nicht sehr breite Brust verlief.

Konrad räumte Kantmanns Schlachtfeld auf, säuberte eine mit Sägemehl und Laub verunreinigte, auf dem Mauerrand eines alten Wasserbeckens abgestellte Vogeltränke

und war in Gedanken wieder halb bei dem Überfall auf Cornelius Walterscheid, als Martin plötzlich neben ihm stand und ein Gesicht machte wie Sherlock Holmes vor seiner ersten Nassrasur. Brust und Bauch des Hoodies waren bedruckt mit: »Als Gott mich schuf, brauchte er neun Monate«. Martin hatte den Hoodie auch morgens in der Schule getragen, hatte eine Grundsatzdiskussion mit seinem Religionslehrer geführt, und war natürlich mal wieder kräftig mit Rochus Gröben angeeckt. Der hatte sich am Morgen besonders aggressiv aufgeführt, wozu Martin allerdings schwieg.

Aus einem Impuls heraus hoffte Konrad, dass sich Martin etwas entlocken ließ über das, was Amalia Schmitz nach dem gemeinsamen Kaffeetrinken noch gesagt hatte. Da war plötzlich dieses Gefühl ... Der Friedhof bereitetete sich auf den Herbst vor, doch tief in Konrads Bauch regt sich der Maulwurf eines kleinen Frühlings.

Martin allerdings stand der Sinn an diesem Nachmittag weniger denn je nach Romantik. Er blieb bei Sherlock Holmes:

»Ich hab was rausgefunden«, sagte er mit Pokerface.

Konrads Mund bewegte sich. Aber die Frage nach Amalias Reaktion traute sich nicht raus. Martin setzte das Pokerface fort:

»Über den Mann, der dich hier umgerannt hat.«

»Mann?«

Konrad schaltete nur langsam.

»Ach so, *den* Mann.«

»Genau. *Den*. Die Polizei hat nämlich *doch* Spuren übersehen.«

Martin hob eine durchsichtige Plastiktüte. Er hatte seiner Mutter eine Pappbox mit Gefrierbeuteln geklaut: 20 Stück, PE, kälteunempfindlich, mit praktischem Zip-Verschluss, ein Liter Inhalt. Der Liter bestand aus ... Luft?

»Da ist ja nichts drin«, sagte Konrad, dem der Beutel vor der Nase baumelte.

»Und ob da was drin ist«, sagte Martin: »Fasern.«

»Fasern? Die paar Fussel da?«

Konrad nahm den Beutel in die Hand. Ein paar dunkelblaue Fussel. Fleece-ähnlich. Zerrupft. Konrad musste an die Jungmauser der Zilpzalpe denken.

»Aber nicht aufmachen, den Beutel. Wegen Kontamination«, sagte Martin.

»Was ist *das* denn?«

»Fremdspuren. Vielleicht ist da auch DNA dran.«

»Die sieht man tatsächlich nicht«, murmelte Konrad, und begriff gar nicht, dass er einen Witz gemacht hatte. Martin nahm ihm die Tüte wieder ab, hielt sie dann hoch, vor Konrads Augen:

»Das ist von dem Baum.«

»Wie lange bist du eigentlich schon hier?«

»Direkt nach der Schule.«

»Heißt seit wann?«

Martin wand sich:

»Seit 10 so.«

»Seit 10?«

»Hatte früher Schluss. Ich wollte dir aber eigentlich was zu dem Baum ...«

»Alle? Oder nur du?«

»Wie, alle?«

»Frei. Schulfrei?«

»Das ist ja wie ein Verhör«, sagte Martin.

»Das *ist* ein Verhör«, sagte Konrad.

»Nur ich.« Martin seufzte. Dann aber grinste er wieder:

»Ich verpasse ja nichts. Außerdem hat Rochus zu viel Ablenkung, wenn ich da bin. Das ist nicht gut für seinen Notendurchschnitt.«

Konrad verdrehte die Augen.

»Deine Mutter wird mir die Ohren langziehen und dir den Friedhof doch noch verbieten, wenn du so weitermachst.«

»Dir bestimmt nicht. Du hast jetzt einen Stein bei ihr im Brett. Wegen der Zitronen-Tarte.«

Martin guckte ihn schelmisch an und Konrad konnte nicht umhin, aus dem Takt zu geraten und bei beschleunigtem Herzschlag ein bisschen rot zu werden.

»Sie hat ... hat sie ...? Also ...?« Er räusperte sich: »Du bist also seit 10 auf dem Friedhof. Hättest ja auch mal eher auftauchen können.«

»Da hätte ich ja gleich bei Rochus bleiben können.« Martin lachte. »Ich war ja da. Heute Morgen. Du hattest aber grad Stress mit deinem Kollegen. Ich habe mal kurz gelauscht und geprüft, was der Sägenmann so zum Frieden in der Welt beitragen könnte. Da habe ich ihn lieber dir überlassen und bin zurück und hinten beim Institut geblieben. Spuren suchen. Außerdem hat dir dein Chef heute Morgen doch bestimmt schon wegen deinem Ausflug letzte Woche in der Nacht die Ohren langgezogen. Wenn ich dann auch noch in deiner Arbeitszeit bei dir gewesen wäre ...«

»Hör schon auf!«, Konrad hob abwehrend die Hände. »Woher weißt du eigentlich, dass Schorn ...?«

Martin schloss die Augen, lächelte weise und tippte mit seinem Zeigefinger zunächst auf seine Brust – dorthin, wo das Wort *Gott* stand – und wies dann Richtung Konrad.

»Ich Sherlock. Du Watson.«

»Ich gleich Nervenzusammenbruch, du Angeber«, stöhnte Konrad. »Aber jetzt zeig deinen Fund noch mal her.«

Martin hielt den Beutel mit dem dürftigen Inhalt noch einmal hoch:

»Du hast mir ja gesagt, dass der Mann dich umgerannt hat und dann gegen einen Baum geknallt ist. Hast du jedenfalls behauptet.«

»Ja«, sagte Konrad und betrachtete die Fussel im Beutel. Dann steckte Martin alles wieder zurück in diese seltsame zylindrische Umhängebox.

»Ich habe also versucht, das mal zu rekonstruieren. Und die infrage kommenden Bäume systematisch ...«, nun zog Martin aus der Box eine Pinzette hervor plus ein Paar Einweghandschuhe.

»Was ist das eigentlich?«, fragte Konrad und wies auf die Box.

»Eine Botanisiertrommel. Ebay. Ich steh auf so was. Voll retro. Bisschen unpraktisch. Aber fürs Spurensammeln prima. Außerdem kann ich Blödmännern, die mich hier anquatschen und fragen, ob ich nicht in der Schule sein müsste, vorgaukeln, dass ich wegen Biounterricht unterwegs bin und Insekten und Blätter und so sammle. Bei Leuten mit Botanisiertrommel fragen sie dann nicht weiter.«

Wieder grinste Martin.

»Mit allen Wassern«, sagte Konrad.

»Was?«

»Gewaschen.«

»Na klar!« Martin fuhr fort mit seinen Erklärungen: »Jedenfalls habe ich an einem der Bäume da oben am Weg an der Rinde ... Baumrinde ist ja fast wie mit Widerhaken ausgestattet. Selbst bei Birken, die so glatt aussehen wie Babypopo-Bäume. Da kannst du dir trotzdem die Finger dran aufreißen. Und es musste ungefähr auf Mannshöhe, also auf Pulloverhöhe oder so sein. Der Mann ist also vermutlich dagegen geknallt und ein Stück weit mit dem Stoff des Pullovers drübergerutscht. So hab ich dann diese Fussel gefunden, und...«

»Gut, gut, verstanden«, unterbrach ihn Konrad. »Aber was haben wir davon? Von den Fusseln, meine ich.«

»Fasern. Hab ich das noch nicht gesagt?«

»Du hast von DNA gesprochen. Ich glaub kaum, dass da DNA...«

»Wieso? Über den Schweiß vielleicht. Der Mann ist gerannt. Der hatte den Pullover vielleicht schon länger an.

Bei den heutigen Analysemethoden reichen oft schon winzige Spuren. Die dann aber nicht kontaminiert sein dürfen.«

»Ich hab's ja verstanden. Und dann?«

»Dann können wir die Daten vielleicht abgleichen mit Datenbank-Daten. Oder wir finden den Pullover.«

»Wir, Martin?«

Martin seufzte.

»Nein, die Polizei natürlich. Also die Ermittler, die ihren Job nicht gemacht haben.«

»Vielleicht haben die aber auch schon solche Fussel gefunden? Weißt du's?«

»Fasern. Haben die nicht«, sagte Martin unbeeindruckt.

»Garantiert nicht.«

Konrad nickte.

»Vielleicht stammen die Fussel, also die Fasern, von was ganz anderem als dem Pullover des Mannes, der womöglich vorher in der Forensik dem Wachmann den Hals umgedreht hat und dann abgehauen ist. Vielleicht hat der ja einen Laborkittel getragen? Hast du sonst noch was gefunden, Sherlock?«

»Ich habe natürlich auch nach Fußspuren, also nach Fluchtspuren, Ausschau gehalten, Watson. Meiner Meinung nach, besser gesagt, meinen Analysen zufolge, sprechen die nicht leicht lesbaren Spuren, nicht bloß die Fußspuren unterhalb des Baums, an dem ich diese Fasern gefunden habe, dafür, dass da jemand mit Wucht gegen den Stamm geknallt, dann hingefallen ist, sich aufgerappelt hat und anschließend weitergelaufen ist. So hast du es ja auch geschildert. Hast du wirklich nicht erkannt, welche Farbe der Pullover des Mannes hatte?«

Martin blickte so streng wie erwartungsvoll zu Konrad hoch.

»Nachts sind alle Pullover grau, Martin. Ich weiß noch nicht mal, ob das ein Pullover und ob das überhaupt ein

Mann war. Ich meine, Männer, Frauen, da gibt es fließende Übergänge ...«

Martin sah Konrad mitleidig an.

»Na gut«, sagte er. »Aber diese Fasern sollten untersucht werden.«

»Dann sollten wir sie Kommissar Rehbein geben«, sagte Konrad und streckte Martin die Hand entgegen. Fordernd.

Auszug aus »Die Fänger des Himmels«

Dunkelheit. Gedämpfte Geräusche. Stimmen.

Dann das Heulen des hydraulischen Lastenhebers, den sie gesehen hatten, als sie in den Hangar geschlichen waren.

Diese seltsamen Kisten ...

Ein Ruckeln.

Es war ein Fehler gewesen.

Der Gedanke jagte durch Alissas Kopf. Sie saßen in der Falle.

Wieder ein Rucken. Vermutlich hatte der Greifarm des Hebers eine Kiste ganz in der Nähe angehoben und schwenkte nun zu dem Förderband, das zum Frachtraum des Flugzeugs führte.

Die Kiste, in der sich Tiras versteckte?

Erneut überkam Alissa Panik. Es war völliger Irrsinn, sich zusammen mit einem Blinden an Bord zu schmuggeln. Die Aktion war überstürzt gewesen. Sie waren durch das Loch in der Wellblechwand des Hangars hinter die Stellflächen gekrochen und hatten darauf gewartet, dass dieser Typ, dieser Aufseher oder Vorarbeiter mit seiner Inspektion fertig wurde. »Die, die und die«, hatte er gesagt und auf drei Blocks mit Kisten verwiesen. »Die gehen mit dem nächsten Flug ab.« Dann hatten der Mann und seine zwei Helfer den Hangar verlassen.

Es war einfach keine Zeit gewesen, nachzudenken, und jetzt fühlte sich Alissa in diesem Ding wie in einem Sarg.

Plötzlich spürte sie, wie ihre Kiste angehoben wurde und unter dem Heulen der Ladeanlage durch die Luft schwenkte. Sie hatte gar nicht damit gerechnet und konnte einen Aufschrei gerade noch unterdrücken. Mit einem Ruck polterte die Kiste auf das Förderband und glitt aus dem Hangar hinaus. Nur weil das Band nicht ganz gleichmäßig lief, nahm Alissa die Bewegung wahr.

»Stopp!«

Ein knirschendes Geräusch. Kaum, dass sich das Band in Bewegung gesetzt hatte, hielt es auch schon wieder an. Alissa hatte das Gefühl, nur noch aus Herzschlag zu bestehen.

Ein Ruf:

»Jarko!? Die Transbox hier ...!«

»Verdammt, ihr werdet nicht fürs Trödeln bezahlt! Der Boss ist im Anmarsch. Die Box an Bord und dann raus da, verstanden?«

Es rumste und die Stimmen waren verstummt. Alissa befand sich an Bord des Flugzeugs. Die Ladeluke war verschlossen worden.

Aber was war mit Tiras?

Wann konnte sie die Kiste öffnen und nachsehen?

In diesem Moment wurden die Motoren angelassen. Ein tiefes Rumoren, das die Maschine vibrieren ließ, ertönte. Nach wenigen Minuten schwoll der Lärm an. Der Pilot gab Schub auf die Turbinen, und Alissa hatte das Gefühl, taub zu werden. Die Aluminiumhülle des Flugzeugs leitete das Dröhnen der Motoren direkt an sie weiter. Es rumpelte und wackelte. Und dann spürte sie einen steigenden Druck im Kopf. Die Maschine hob ab. Man hatte die Kiste so gelagert und gesichert, dass Alissas Kopf Richtung Heck wies.

Nach etwa fünfzehn Minuten ließ der Lärm nach. Das Flugzeug hatte die Steigphase abgeschlossen. Alissa wartete weitere fünf Minuten. Schließlich fasste sie sich ein Herz und drückte vorsichtig gegen den Deckel.

Sie hatte Glück. Er ließ sich anheben. Ein Ruck, dann drang Licht durch den Schlitz.

Im Frachtraum des Flugzeugs war es nicht so düster, wie sie gedacht hatte. Ein Band schmaler Sichtfenster verlief ihr gegenüber an der Bordwand. Einige der Fenster waren von Kisten verdeckt. Sie hingen dort verankert in einer Art Hakenkonstruktion. Weitere Kisten standen auf dem Boden, auf Halterungsleisten befestigt. Außer Kisten und

sonderbaren Rucksäcken an der Bordwand schien der Frachtraum nichts zu enthalten.

Aber wo war Tiras? War er an Bord? Oder steckte er in einer der Kisten, die nicht mitgenommen worden waren? Alissas Puls raste. Zentimeter für Zentimeter hob sie den Deckel und erweiterte ihren Blickwinkel.

Niemand war zu sehen. War nicht die Rede davon gewesen, dass zwei Beobachter mitfliegen sollten?

Die gläserne Kanzel unter dem Flugzeug. Wo befand sich der Einstieg zu diesem Ding? Alissa hob den Deckel noch ein Stück, schob den Kopf aus der Kiste hinaus und suchte den Boden des Frachtraums nach so etwas wie einer Luke ab.

Plötzlich war da ein scharfes Knacken. Der Fluglärm schwoll an. Dann hörte sie Lachen. Und Stimmen.

Sie sah die Männer links von ihr. Im Heck des Frachtraums. Beide hatten ihr den Rücken zugewandt. Der erste beugte sich vor und ließ sich durch eine Luke nach unten gleiten.

Befand sich dort der Einstieg zu der Glaskanzel?

Wenige Sekunden später war auch der zweite Mann verschwunden. Eine Hand griff nach oben, umschloss die Arretierung des Lukendeckels und zog ihn herab. Klack-Klack – die Luke war verschlossen, der Frachtraum war wieder leer.

Im selben Moment sah Alissa, wie sich gegenüber der Luke der Deckel einer zweiten Kiste hob. Mit großer Selbstverständlichkeit richtete sich Tiras auf, hob seinen Oberkörper und drehte seinen blonden, wirrhaarigen Kopf hin und her, als würde er in diesem engen Raum so etwas wie Weite durchmessen. Alissa konnte es nicht fassen, er grinste. Und diese dunklen, unergründlich tiefen Augen, die nie etwas direkt ansahen, sprühten vor Übermut. Tiras schien genau zu wissen, dass ihn niemand bemerkt hatte – außer Alissa: Ihre Gegenwart war ihm selbstverständlich nicht entgangen.

»Pssssst!«

Natürlich konnte er das nicht hören. Hoffentlich befand sich außer den Piloten nicht noch jemand im Cockpit. Und hoffentlich war diese Glaskanzel unter dem Heck ein von Wind und Motorenlärm umtoster Raum, den die Geräusche aus dem Frachtraum nicht so leicht erreichten.

Tiras grinste noch breiter. Er machte Alissa ein Zeichen, zu ihm zu kommen.

Sie zögerte. Dann aber schlüpfte sie aus der Kiste, ließ sich behutsam auf den Boden gleiten, und schlich los.

Und stoppte.

Was war jetzt?

Tiras schüttelte heftig den Kopf, wies mit der Hand zu ihrer Bordseite.

Mist, dachte Alissa. Er hat recht. Aber wie hat er das wissen können?

Sie machte verwundert kehrt und schloss die Kiste. Dann huschte sie ein zweites Mal los – und schlich zu jener Stelle, an der sich Tiras mittlerweile niedergekauert hatte – in einer dunklen Lücke im Winkel zwischen Kiste und Bordwand.

»Und nun?«

Sie steckten die Köpfe zusammen. Alissas Flüstern war ein warmes Kitzeln an seinem Ohr. Tiras legte ihr die Hände auf die Schultern und lächelte selig.

»Hey, wie geht's jetzt weiter? Wir sind doch komplett verrückt? Und wieso lachst du die ganze Zeit, du Irrer?«

Sie sah ihn an und wurde wütend.

»Herrgott, ich hab gedacht, du bist wer weiß wo!«, zischte sie. »Das ist nicht witzig! Weißt du, was ich mir für Sorgen gemacht hab?!«

Doch sein Lächeln blieb. Es wurde eine Spur versonnener, weicher, melancholischer. Und dann küsste sie ihn, und in dieser Sekunde war sie so hilflos wie nie zuvor in ihrem Leben – und es war gut.

Das gedämpfte Quäken einer Funkstimme riss sie aus ihren Träumen. Sie duckten sich.

»Zwei Männer«, flüsterte Alissa. Sie hatte das Gefühl zu taumeln. Sie stürzte. Aber sie musste zurück in die Wirklichkeit. Jetzt. Sofort. Sie waren so töricht gewesen.

»Wissenschaftler!«

Sie zwang sich zur Ruhe und hob zwei Finger, als könnte sie sich damit ein paar verräterische Worte sparen.

»Eine Luke. Rechts von uns. Sie sind da runter.«

Ihre Stimme klang atemlos. Tiras nickte nur, klammerte sich an die Bordwand. Er wirkte verwundbar. Auch er musste sich zurückkämpfen in die Wirklichkeit, zurück in seinen Panzer, der ihm das Überleben sicherte.

Alissa wiederholte in Gedanken, was sie über die Glaskanzeln unter dem Flugzeug wusste.

»Sie beobachten was«, sagte sie. »Ich muss eine Möglichkeit finden, einen Blick nach unten zu werfen, auf die Nigrana.«

Der Frachtraum bildete im Rumpf des Flugzeugs so etwas wie eine Wanne. Am hinteren Ende fast gradlinig begrenzt, am vorderen jedoch abgerundet. Dort, seitlich, wo die Rundung begann, waren links und rechts Vertiefungen in den Rahmen gepresst: Fallschirm-Boxen unter einer Anordnung roter Hebel. Viel interessanter für Alissa aber waren die vier ellipsenförmigen Fenster im Scheitel der Rundung. Vier Fenster aus Plexiglas, eingefügt in den Rahmen. Dick mit Gummi abgedichtet und mit einer Gummilasche abgedeckt. Beim Beladen des Flugzeugs hatte vermutlich eine der Kisten die linke der Abdeckungen ein Stück beiseitegeschoben.

Alissa zog an der halb herunterhängenden Lasche und legte das Beobachtungsfenster frei. Dann blickte sie hindurch. Das Glas war ein wenig zerkratzt, aber sie konnte draußen alles sehr gut erkennen, wenn sie die Augen nur dicht genug ans Glas drückte.

»Was ist?«

Tiras hatte sich neben sie gekauert und fröstelte.

»Die Sonne geht unter«, sagte Alissa. »Wir sind irgendwo über dem Mühlenland. Ich kann den Teneber sehen. Und da hinten liegt, glaube ich, Kartas.«

»Fliegen wir sehr hoch?«

Alissa blickte gebannt hinaus. Das Zittern in seiner Stimme fiel ihr gar nicht auf. Sie flog jetzt mit ganzem Körper.

Seine Zähne klapperten. Aber Alissa nahm davon keine Notiz. Wie gefangen im Sog der Ferne, starrte sie hinaus in die dämmrige, die flammenwerfende Nigrana.

»Ich weiß nicht ... Noch unterhalb der Berggipfel, würde ich sagen.«

Sie drückte die Augen noch dichter ans Fenster, hielt nach dem Ardenfels und der Burgruine Ausschau. Aber die Tatsache, dass die Maschine das Niveau der Hochlandebene noch nicht erreicht hatte, machte ihre Versuche sinnlos. Einzig, wenn die Maschine eine Kurve flog und das Fenster – mal das linke, mal das rechte – nach oben, gen Himmel schwenkte und dabei rasend schnell über die Bergwand glitt, erhaschte sie flüchtige Impressionen vom Teufelgrat. Und erst als das Flugzeug weiter Höhe gewonnen hatte, sah sie die Burg.

Ein paarmal konnte sie so für Sekunden einen Blick auf die Burgruine werfen – auf den wuchtigen schwarzen Turm mit seinen zinnenbewehrten kleinen Abschlusstürmen. Auf die quadratische Wehrplattform, die mindestens so groß war wie der Innenhof der Alten Abtei im Fischer-viertel von Metronas. Es war ein gewaltiger Wohnturm in einem gewaltigen, von geschwungenen Wehrmauern eingefassten Burghof.

Das düstere Bauwerk wirkte verlassen.

War es eine Ruine?

Und dann fielen Alissa in der Nähe dieser Burganlage quadratische und rechteckige Gebäude auf. Dunkel wirkten sie, ein Feld aus schwarzen Hallen, von außen mit

Scheinwerfern angestrahlt. So zumindest war der Eindruck aus der Höhe – im Bruchteil jener Sekunde, die das Flugzeug benötigte, um vom Teufelgrat wieder abzuschwenken und weiter seine Kreise zu ziehen.

Das Teneberband glänzte in einem silbrigen Ton, der zugleich warm schimmerte. Nichts in der Luft trübte nun die Sicht auf die satte grüne Ebene des Mühlenlands. Die Mühlen dort unten waren Punkte. Die Wege zwischen ihnen glichen, kaum erkennbar, den Fäden eines hingehauchten Spinnennetzes. Zwei dunklere Linien zeichneten sich ab: die alte Bahntrasse nach Kartas und weiter südlich die nach Zarena. Hier und da blitzten Wasserflächen im Sumpfland nördlich des Teneber auf. Wenn dies geschah, schien die Ebene wie mit Augen zu blinzeln. Es war atemberaubend.

»Alissa!«

Sie hörte nichts. Sie sah. Sie flog.

»Alissa! Der Schwarze Lord!«

Ein Schrei. Tiras röchelte.

»Was?« Sie riss sich vom Fenster los und blickte ihn entgeistert an.

»Tiras? Was ist mit dir?«

Er lag zusammengekrümmt am Boden des Frachtraums und zitterte am ganzen Körper. Sein Gesicht war kalkweiß und seine Pupillen zuckten hin und her.

Krämpfe. Ein epileptischer Anfall. Das war das Erste, was Alissa in den Sinn kam. Sie versuchte, ihn hochzuziehen, ihn aufzurichten.

»Du bist ja eiskalt. Was ist los? Tiras, bitte! Was ist mit dir?!«

»Der schwarze Lord«, keuchte er. »Ich kann ihn sehen. Das Heer! Die schwarzen Reiter ...!«

»Tiras, du fantasierst! Du hast Fieber! Du musst ...!«

Alissa verstummte. Sie rechnete jede Sekunde damit, dass sich die Cockpittür oder die Bodenluke öffnete. Herrje: Sie musste Tiras dazu bringen, sich wieder in der

Kiste zu verstecken, bis der Anfall vorüber war. Und sie konnte nur hoffen, dass es ihm bald besser ging. Sonst würde man sie unweigerlich finden.

Aber Tiras wiegelte ab: »Nein«, stöhnte er und wies zu dem kleinen Fenster. »Sieh hinaus. Du musst hinaussehen. Es beginnt jede Sekunde. Der schwarze Lord versammelt ein riesiges Heer. Es sind Tausende. Die Oriflamme des Schwarzen Landes zieht voran. Und die schwarzen Ständer, die Reiter ... sie ziehen in die Schlacht ... sie kommen näher ... immer näher ... die Katze ... Die ...!«

»Tiras, wach auf!«

Alissa hatte den Schrei nicht länger unterdrücken können. Aber Tiras schüttelte nur wild den Kopf: »Jetzt!«, rief er. »Jetzt! Die Schneisen!«

Und dann war es Alissa, als schlug eine Flamme gegen ihren Kopf, ein Licht, verbunden mit einem Hitzeschwall. Sie stürzte ans Fenster und blickte hinaus. Genau in dem Moment, als die Botenstromschneisen über der Nigrana ihr Schauspiel entfalteten. Das Flugzeug flog mitten hindurch. Es raste durch ein Gewitter aus Gold, und doch schien die Maschine auf der Stelle zu stehen, inmitten glühender Wolkenberge, in denen ein tiefes Grollen den Ton unheimlicher Macht erzeugte. Kein Donnerschlag folgte, aber kein noch so gewaltiger Donner hätte die Stärke, die Kraft, die Macht dieser Spannung wiederzugeben vermocht: einer Macht, die in den gigantischen Glutstraßen des Himmels tobte. Ein unheimliches Gefühl ergriff von Alissa Besitz. Es war ihr, als würde sie aus dem Flugzeug heraus- und tief, immer tiefer in die Ebene hinuntergezogen ...

»Siehst du es? Kannst du es sehen?«

Tiras stöhnte vor Schmerzen. Er lag, die Beine angezogen, die Arme krampfhaft um die Knie geschlungen, verkümmert am Boden, als suchte er Schutz vor den quälenden Feuern im Kopf. Wieder schrie er auf – und dann taumelte Alissa zurück. Sie musste sich festhalten. Sie griff ins

Gestänge der Bordwand, um nicht zurückgeschleudert zu werden. Das Flugzeug hatte mittlerweile stark an Höhe verloren, rauschte im Tiefflug über die Ebene, folgte dem Lauf des Tenebers nach Westen. In diesem Augenblick zog sich am Boden eine schwarze Masse zusammen, wurde zu einem Strom schwarzer Ameisen. Alissa hatte kaum Zeit, das Bild zu erfassen, als der Strom aus der Ebene hochschoss: wie eine Fontäne, eine dunkel-violett schimmernde Explosionswolke. Nein, nicht hochschoss: Sie erhob sich, als würde dort innerhalb weniger Sekunden Bild auf Bild gesetzt – Bilder, die miteinander verschmolzen und ein riesenhaftes neues Bild ergaben. Bilder von Pferdeköpfen mit wehenden Mähnen und schäumenden Nüstern. Bilder flatternder Standarten, wogender Helme, Lanzenfelder und durcheinanderwirbelnder schwarzer Leiber. Mitten in der glühenden Luft über der Ebene stieg die Bilderwolke auf, wuchs und wankte – wurde ein gigantischer Turm. Dann begann das Fundament zu wabern, zu schwanken, verbreiterte sich. Zugleich durchlief auch die Turmspitze eine merkwürdige Veränderung. Sie blähte sich auf, nahm die Gestalt einer seltsam ausgestülpten, gestreckten Kugel an. In dieser Kugel vollzogen sich die wildesten Bildwechsel: aufgerissene Mäuler, glänzende Helme, die flatternde Oriflamme – alles vermischte sich.

Und dann blitzte der Himmel auf, als würde er in einer gigantischen Explosion gesprengt. Tiras schrie. Der Schmerz war unerträglich. Auch Alissa konnte einen Aufschrei nicht unterdrücken. Zum Greifen nah und doch mitten im Himmel ragte fauchend, mit Augen gleich Toren ins Zentrum der Hölle, mit gleißenden Zotteln um ein aufgerissenes Maul, der Kopf eines schwarzen Drachen auf. Er schnappte nach dem Flugzeug, als wollte er ein lästiges Insekt verschlucken.

Nur den Bruchteil einer Sekunde währte diese Erscheinung, dann wurde das Flugzeug zur Seite gerissen. Den Piloten schien die gigantische Höllengestalt ebenso zu

überraschen wie Alissa. Aus dem Cockpit drangen Rufe. Tiras schlug krachend gegen die Bordwand, und Alissa wurde von den Füßen gerissen, als die Maschine ächzend unter dem Druck der engen Kehre hochschoss und dem Drachen mit angedeutetem Looping auswich.

Und es war vorbei.

Von einem Augenblick auf den anderen war der Himmel wieder klar. Die Botenstromschneisen waren verschwunden. Die Maschine flog ruhig dahin, als habe es das hektische Wendemanöver und den Drachenangriff nie gegeben. Die Tumulte des Himmels endeten so unvermittelt, wie sie gekommen waren. Draußen sank der Abend nieder.

An Bord der Maschine allerdings ging der Tumult nun erst los.

Alissa, die sich an die Halterungen der Bordwand gekrallt hatte, als das Flugzeug sein waghalsiges Wendemanöver begann, stürzte zu Tiras hinüber, der bewusstlos und seltsam verdreht neben einer der Kisten lag. In diesem Moment flog die Cockpittür auf, und es öffnete sich auch die Bodenluke im Heck des Frachtraums. Alissa hatte es kommen sehen. Jetzt aber, wo es geschah, fühlte sie sich seltsam unbeteiligt. Sie kauerte neben Tiras. Die Angst um ihn war viel größer als die Angst vor den wütenden Gestalten, die herbeistürzten.

»Tiras! Tiras, sag doch etwas!«

Ein hässlicher Aufschrei:

»Ich werde verrückt! Das ist die Tochter von Kamladis. Und dieser blinde Berberjunge. Hier an Bord. Das gibt's doch nicht!«

Pale-Blue-Dot-Sonette

Mein Fahrradhelm

Mein Fahrradhelm trägt hinten zwei Dioden,
die blinken rot, wenn ich im Dunkeln radel.
Mein Helm hat nichts von Rittertum und Adel,
ein Schädelsattel, unberührt von Moden.

Bis runter zu den sattelfesten Hoden
beschirmt der Helm mich, wenn ich nachts so radel,
mit Adlerblick, gespannter Doppelwadel
und irgendwie enthoben Welt und Boden.

Dort oben funkeln Sterne, unten stellt
sich Schwärze vor den roten Puls der Welt
von Rücklicht, Herzfrequenz und Schnaufen, Treten.

Aus Rücksicht auf die Steigung schweigt das All,
ein Flugzeug blinkt, ein ungewisser Fall
von Landung überm Kreiselndes Planeten.

Raumfahrt

Tüchtiger Schnitter. Die Küste des Rasens. Das
Messer hätte Respekt zollen sollen dem Flor
granitener Tücken, die es brüllend anfuhr
am rosenbuschlosen Gartenrand. Ach was, was

sage ich, Rand! Benebelkopft im Raum des bau-
hauszaunbaren Astern-Gürtel-Saums, der Motor
stromschnell, ein intergalaktischer Rotor:
All die Kübel auf den Straßen des Grases

umpustebumtest du sicher – Aläla!
Doch dann, am Wendekreis des Grüns, der Knaller:
ein Klang von Stahl und Qual, ein schauriges

Zäng! Sternhagelvoll zogst du die Bahnen, löstest
schon halb im Beet einen Stein, da du dötest.
Im Lorbeer hockt nun hoffentlich nichts Sauriges.

Mittelrheintal, Sommer 22

Dank iTec erkennen Apps Pflanzen und so im Vorbeifahren.
Der Sommer wird größer, öffnet Pilzschirme über dem Rhein.
Und auf den Fluren des ICE stehen Koffer wie Hungersteine.
Die Raumanzüge, die wir tragen: fast schon sichtbar, *shining*.

Beatmete, beleuchtete Nachbarn. Das Blut fließt leise: Waren-
bewegungen hinter dem Glas vor Augen. Schmelzgänge
von Wein-
hängen. Im Endlicht zerlaufende Kerzen. Touchscreenene Festen,
Reste von Burgen am grünen Strom beliefern den Speisewagen.

I see: a kind of Mermaid, singing. Im stummen Gewitter-
grollen ein
Riesenrad goldener Gondeln, Donner von der Loreley bis Bingen,
bingen sich Reisende durch Gluten, umsummt nervöse Tektonik

Zug und Orte. Ich sehe Löschvögel hoch über Blüten, versinke
im Tunnel, verlasse das Auenland in Mainz wie letzte Tinte
die Feder. Die leckfindenden Worte. Der Boden saugt auf.

Anthropozän

Wir bauen eine Burg im Stil von Babel,
mit Tortenhebern statt mit Maurerkellen;
die krümeligen, rauhen Außenstellen
noch sahnefeucht und streichart: leicht formabel.

Wir setzen Fenster ein, mit Kuchengabel,
bekrönen alles wild mit Turmdachwellen;
und schnell beginnt das Bauwerk aufzuhellen
und trocknend festzubacken: formidabel!

Das Prunkstück steht am Strand: Man staunt, genießt.
Dann zartes Tröpfeln, Wetter bald: Es gießt.
Die Festigung lässt nach – und alles fließt.

Die Burg aus Sand gleicht Zucker, löst sich, fällt.
Nur Stöckchen stehn noch, Treibholz, aufgestellt
wie Rippen – dass der Sand ums Stockwerk hält.

»... Close to the western summit there is the dried and frozen carcass of a leopard. No one has explained what the leopard was seeking at that altitude«

Ernest Hemingway

The Snows of Kilimanjaro

Dem Leoparden, der – in seiner Grundsubstanz
zum Gipfel ausgerichtet, tiefgefroren – still
und starr gen Himmel blickte, schmolzen Fleisch und Fell.
Es blieb vom Ganzen nur ein kritisch weißer Glanz.

Und was heißt Glanz? Skelett! Vom Schädel bis zum Schwanz
blieb bleich ein Strich am Hang, kaum mehr.

Vielleicht ein Pfeil,
gelandet in Nicht-Ankunft. Knochenteil für -teil
Zerbrochenes – nicht mal ein Hauch von Panthertanz.

Da geht kein Gang. Rien. Perdu. Kein Beinchen hobs:
Das hohe Tierchen gleicht fast einem Line-chen Koks,
und Restlicht schleicht zur Nacht aus kleinen Dramen.

Das Weltall schnupft ein letztes Weiß – was suggeriert:
Am Berg der Läuterung ist schnuppe, was passiert.
Was aufging, wird geklärt in Schwärze. Amen.

Journey of the Magi

Alles ist Wahn. Seit Tagen zicken
die Kamele. Wir rauchen getrockneten
Dung und verfluchen die Wirkung.
Morgens, mit kalten Gliedern, blicken wir

in sandverwaschene Gesichter, rücken
wieder vor gegen die Schwerkraft des Hungers.
Getriebene. Der Stern ist eingedrungen
in unsere fleckübersäten Schädeldecken:

Zeichen wie Einschlagsmale. Karten. Wunden.
Er steht über allem, der Gaukler. Stundenlang
betasten wir unsere Köpfe, verharren

am Feuer wie Flohsucher. Wir haben nichts mehr.
Das Haar nahm die Strahlung. Wir lachen. Das Wunder ...
Alles dreht sich. Stimmen im Ohr. Wir sind Narren.

The Gift Outright

Neu ist das nicht, sagen die Detektoren: ein Wald,
Himmel und Luft, wie bekannt. Die bekannten Farben,
Wasser fällt in äonischen Verhältnissen, wimmelnd
zu Fels und Moos. Doch irgendwas fehlt.

Die Detektoren schweigen. Alt ist die Welt, diese
Fremde mit Bildern von Zuhause. Die Augen sind
blind vor Nebel. Es ist warm und kalt. Die Berge
ragen gedankenlos hoch. Zerschrammt. Wir bleiben ...

fremd. Fremde in Bekanntem. Dunkel und schlangen-
verwandt, papageienähnlich. Wir sterben, bestatten uns
hockend im schalen Schlamm. Wie Sonden. Je mehr

von uns sterben, desto bekannter wird uns das Land.
Das Wasser, die Felsen. Die Berge verwittern in uns.
Papageien sprechen. Die Toten. Wir sind Hörige bald.

Phantasie nach Ovid

Ein Mann zerfällt – so wie ein hoher Ziegelschlot,
als würden Muskeln, dynamitgespickte, platzen
im Mauerwerk des Kerls, und Vöglein gleich vor Katzen
die Reste, Wölkchenzünglein, fliehn – Sekudentod.

Und dann, törö, das Wunder: Noch im Stürzen loht
das Stürzen auf, sich faltend: Wölkchenzünglein setzen
sich neu zusammen, nicht aus Steinen, sondern Fetzen
vernetzt in Weiß, ein kleines Auffangangebot:

Ein Händchen, Bleiches, scheint es, das nun, ascheleicht,
den Geist des Mannes hält und langsam weiterreicht:
Er steht wie still und schwebt, an laue Luft geknüpft.

Und für ein Weilchen ist das Händchen Faltung, Flug,
ein Aufschwung, Sinken, das sich löst: Was niederschlug,
ist taubengleich in ein Papierflugzeug geschlüpft.

Notiz

Bevor ich es vergesse. Bevor es sich verliert.
Bevor sich die Technik ändert. Es ist
der Moment der Verdichtung. Es zieht
alles so klar in den Hubraum eines Sonetts.

Und dann? Ich weiß es nicht. Ein Knall.
Nebel. Die Ausdehnung. Eine andere Physik.
Wer die Grenzen kennt, Glückwunsch. Ich nicht.
Die Konstellationen, aus dem Moment heraus, der

alles zerreißt. Die Abstände voneinander sind
komplexe Verbindungen. Neue Stoffe,
energetisch gezeugt. Ins Blaue oder so.

Und dann ist Raum & Ragen, die
Leere des Himmelsrachsens.
Das finale Terzett.

Jupiter Fragilis

Da drüben in dem Hochhaus hat er ein Büro.
Irgendwo oben. Manchmal kommt er her.
Erhält ja noch Fanpost. Kindern gibt er gern
Süßigkeiten. Zeigt ihnen das große Tattoo

auf seinem Bauch. Älteren ist seine Show
unvergessen: Ein Gott von einem Tänzer.
Spot an. Donner und Blitz und dieser irre
Hüftschwung. Kinder, das war Rock 'n' Roll.

Kalter Rauch & ferne Klänge von Chuck Berry
irren durch Essensdunst im Treppenhaus.
Das Licht flackert, fällt immer wieder aus.

Wir irren. Minotaurus. Sein lächelndes Beharren,
wellenbrechend in der Zeit. Wie ein Nomadenzelt
senkt sein Altern sich über uns. Schützt unsere Welt.

Pale Blue Dot

Die Messungen dringen ein in die Messgeräte, besiedeln, verändern sie, Hüllen, rasend mit uns Messenden in schlanken Rümpfen ins All, zu Fernrohren, Zielsuchern schrumpfend, vor den Eislöchern der Pupillen lösen sie aus, an Händen,

gefrierend, in den Augen. Fusionierend am anderen Ende die Netze, Spindelapparate von A und B. Die verdammte Erde verschwindet, vermummt zu Kugel und Schlußstein. Punkt. Verdampfte Distanzen. Und dann der Urknall. Die Abstände:

plötzliche Umkehr. Sie nehmen im Abnehmen wieder zu: zwischen Adam und Eva, Alpha und Beta, dehnen sich, ziehen sie Fäden. Distanz im Unteilbaren: wachsen sie schneller als

wir Fliegenden verschwinden vor dem Verschwindenden, durchstoßen die Heliopause eher als wir. In den Messgeräten. Verkehre. Gespanntes. In Dilatationen verkehrt zu Enthüllendes.

Matti Nykänen

Den nahm was auf: ein Weiß vielleicht; ein laues,
ein Lüftchen, weltallkalt vielleicht. Er flog,
verflog. Sein leises Flüchten nahm dem Sog,
der immer an ihm zerrte Grauen. Graues.

Er wagte viel. Er fiel. Ein ständig neues
Bemühen um vier, fünf Sekunden wog
das lange Taumeln auf. Im Siegen log
der Himmel ihm was vor von Fliegen. Blaues.

Was glaubhaft war, das nahm er mit. Ein Wisch:
Er sprang ein letztes Mal von einem Tisch
und stürzte goldbeschwert, entschwebend, mythisch.

Wir Sternbildschauer suchen Glanz und Licht
ganz innen, hinterm Stirntisch, sehn wir nicht
den Eddie-Eagle-Eintagsflieger. Typisch.

Ein alter Mann am Strand

Das große Meer – ein Schwere-Beine-Streicheln.
Mit kleinen Gesten kühlt es Gicht in Gischt.
Das Meer, in dem das graue Licht erlischt,
das sich dort tragen lässt, ein Tageweilchen.

Ein alter Mann – er wandelt ein, zwei Meilchen,
am Strand umspült und kieselig umfischt.
Ein Mann in Badehosen bloß, sonst nischt:
in allen Wellen, Wellen nur ein Teilchen.

Er starrt hinaus, ein Leuchtturm ist er nicht;
und abends sinkt der Blick vom Mann-Gesicht
zur Fußewaschung dort im Treibesand.

Dann ahnt er: Wellen folgen, groß ins Kleine,
enormen Formeln um die dürren Beine.
Dann gibt der Sandstrom ihm, der schwankt, noch Stand.

Aus einem Gedanken an Venedig

Du musst eine lange Zeit ausharren,
aufrecht stehen, von Wasser umfasst, Lasten
tragen, muschelverkrusteter Atlas, das Echo der
Meere in von Trübnis verbarrikadierten Adern,

unter milchigen Wäldern erstarrt, unter
Nebeln der tristen, der blassen Tage, den
Höhlenreflexen des glosenden Himmels
von Terracotta und loderndem Karmesin.

Die Zeit der Erpressungen, Strömungen, zeitlang
Stein musst du sein, zerbrechend, du musst ein
Unzerbrechlicher sein, wie du so stehst, wo die

Erde sich regt. Du bewegst dich im Zeitgang
rissiger Krieger in Sand – und du wirst dich, ein
weiterhin Tragender, rinnend verflüssigen.

Auszüge aus »Michelangelo rising«

I. Grenzübergang

Die Nacht hat den bleichen Schimmer
von früheren Belichtungen, die kaum mehr zu tilgen sind.
Wäre es wirklich dunkel, um wieviel bewußter
hätten wir die Aureole, die neohelle Totenglocke
des Zollpunktes passiert. Venlo und dahinter die Strecke,
die Ebene des Marschlands. Der Freiraum, der wie aufgewölbt
den Horizont regiert. Ein Schildkrötenpanzer im Dimmer
der Weite; und hier, wo das Mißtrauen zusammenstößt,
breit genug für die Brandungen eines Ernstfalls,
der gleiche Beton wie im Westwall. Aufmarschgelände,
gefächert in Fahrspuren, nur daß sie als Wahrnehmungsmuster
vergänglich sind wie der Gedanke, hier wehe schon Seewind.
Der Himmel ist Fahrthimmel. Bei hundertdreißig und gradeaus
prägt er sich ein wie ein Standbild, schlägt nichts vor als
die riesigen Lichtpilze: oranges Raffinierielicht, das
die Fahrt in Beziehung setzt zur Weite. Die Städte lavieren
zwischen sichtbar und unsichtbar; in ihrer Rücknahme entblößt,
gegen den Blick sozusagen hinter den Glimmer gestülpt,
vor dem sich das Auge nicht schließen läßt, ohne zu brechen.
Die Weite ist schließlich trügerisch in ihrer Wölbung. Am Ende
nur wieder Funktion von dem, was jenseits der Deiche liegt, was
sich bestenfalls taxieren läßt, um gewonnene Flächen
im Stellungsspiel des Monds nicht wieder zu verlieren.
Bestenfalls gibt es den Einsatz heraus.

II. Calais

Es geht die Betonpiste des Hoverports hinunter, so als gäbe es keinen Übergang, keinen für bestimmte Denkkungsarten notwendigen Sprung von Land zu Wasser oder den Tunnel. Die Ebene setzt sich fort mit unterwürfiger Gebärde, heimlich abgestimmt auf den lässigen Schwenk des

Leuchtturms;
und wohin man auch blickt, die See rüttelt sich ständig wach, schüttelt sich gegen die Erinnerung, aus Stein zu sein. Möwen im Schwung des Swoosh: das vergängliche Signet wieder und wieder aufgedreht zum Einatmen des Sturms, stürzend in die heulende Stimme der Sirenen und mit Effet abwärts gleitend, rückwärts, wie auf dem Rummel festgeschnallt im Break-Dancer, der größer ist als die

Quadriremen
der Flotte von Gesoriacum. Dann aber dreht sie sich doch und steigt

in die zweite Etage der Physik, auf Gummiwülsten, wo – ich vermute wo Ruderer saßen: das bestialische Brüllen dieses Megaphons. Tausende von PS zur Sohle gerichtet, heisergeschriene Luft für den notwendigen Zentimeter Schlupf: *On Board The Princess Anne: The Declaration of Independence*. Durch die gischtbespritzte Scheibe hämmert der Blick stumpf in den Dunst der schnurgeraden Horizontlinie, so als ließe sich das Schwindelgefühl, die stürzende Weite stillen mit harten, trommelgesetzten Wellenschlägen zum Rumpf. Die gewonnene Fläche: *small change*. Als ob ein Pegel steigt der nur noch verzögert, daß sich der Grauschleier lichtet. Ein plissiertes Bild, ein äußerer Zustand von Entschlußlosigkeit, passend zur Stirn, zum Tympanon, in dessen Winkelschluß Platz ist für den Griechenlandreisenden, den Winckel-

mann fürs
Britische Museum. Ein Mann in Trenchcoat, der Faltenwurf Rücknahme in eine Geste zwischen Wissensdurst und Übelkeit,

quasi als Rückversicherung gegen fehlendes Kupferrot
und den Fluß
von Malvenfarben. Gegen die fehlende Glut viertausendjähriger
klassischer Ordnung die Geburt der Komödie. Wie anders
könnten sich das Mausgrau der Gabardine und sein wächserner
Augenschatten bestätigen? Es ist der Schwenk vom
Ausstellungskatalog
zur Kotztüte; denn am Ende der regulären Fahrzeit gerät
Kap Gris-Nez in Sicht, wegen der außerordentlichen
Drift, und
Brecht breitet sich aus wie ein Akt, sich gegenseitig
zuzuprosten.
Nichts aber ist erreicht. Das Boot schwenkt hart gen Osten,
der Tanz der Stewardessen wird torkelnd, was etwas spät
noch Fortschritt erahnen läßt. Doch was macht das schon.
Bei Pythea konnte Cäsar lesen, daß es feucht war in England.

X. Sissinghurst

When Adam delved and Eve span, Who was then a gentleman?

Er hatte gelacht wie ein Spottvogel und den Weg gewiesen:
östlich, einige Meilen vor Biddenden, oder Tenterden, falls das
bekannter sei. Dann schwang er sich in den Land Rover und
verschwand, denn das Licht hinterläßt hier ein feineres Gewebe,
geradezu laminar zwischen Darrehäusern und Apfelplantagen:
VENITE AD ME QUI LABORATIS ET ONERATI ESTIS
ET EGO VOS REFICIAM. VENITE, inquit. Quo?

AD ME veritatem. Qua? Per humilitatem. Quo fructu?

EGO VOS REFICIAM. Die Rose verwelkt am Torbogen mit
schattiger Geste. Das angedeutete Zögern wie die Summe
zu Stufen der Farbskala im spätsommerlichen Wildwuchs:
auf den Mauerziegeln das kräftige Blütenstaubgelb, das
Aschweiß der Flechten, die blutroten Stauden des Bartfadens,
mit vollen Händen aus jener Urform von Gräserbüscheln:
et eadem via accedentium ad civitatem et recedentium.

Der Garten von Sissinghurst, der weiße Garten,

einen Schritt zur

Seite getreten oder herausgenommen, geradezu komplementär,
um zum Stillstand zu kommen über dem Weald und die Dinge
zuzulassen in ihren Operationen am offenen Auge.

Der Eintritt mit Erwartungen in diese Apsis auf dem
unvereinbaren Weg über die Schichtstufen von London

ins Meer:

Margeriten wie Schneenadelköpfe, üppige Dahlien, die
silbernen Blätter von *Senecio cineraria*, Schneewittchenrosen
und mittendrin diese Intrusion in den Nachmittagshimmel,
aufgetuft wie ein Baldachin: *Rosa longicuspis*.

Jetzt, wo es spät wird, beginnen die Blüten zu leuchten.
Die letzten Touristen verlassen den Garten mit ihrer
zerbrechlichen Neugier, und es bleibt das Klappern der
Scheren. Wie ein Vogel in die Hecken huscht, verrät sich
die Gärtnerin fluchend über die Dämmerung oder die
Feuchtigkeit, die ihr aufs Kreuz schlägt. Dann stutzt sie mit
schnellen Schnitten noch etwas zurück: die nachwachsenden
Beispiele von Duldsamkeit dieser seltsamen Braut. Unaufhörlich
brandet die See an die Kreidefelsen von Dover.

Antwort an Joseph Brodsky

*Yet in this deluge, gross and general
Thou seest me strive for life*

John Donne

Keine Bewegung. Nicht einmal die Ahnung eines Hauchs. Die Schilder an den Fernstraßen ruhen in sich selbst, denn nichts ist beliebiger als Nähe. Schockgefroren im Sprung und aufgespießt von einer Laune des Jupiter Praedator: die Eichkater hängen in der Luft, wo der Zufall sein Trefferkreuz, die Geste der Entwürdigung hinterließ; in die Leere genagelt, durchs Knopfauge mit seinem vorgequollenen Staunen und blind unter der Wölbung, die das entscheidende Gähnen des Moments nicht mehr preisgibt. Der buschige Schwanz erinnert an Dumbos Zauberfeder, krampfhaft umklammert oder vor Angst fallengelassen, der obligatorische Kot vor dem Tod, doch was kümmerts. Die Grimasse des Frosts, wo er sich ausgelöst hat in den Kettenreaktionen von Genickbrüchen oder den gebrochenen Blicken wie ein plötzlicher Stillstand, und nun jaulen die Bedeutungen umher, denn sie wissen nicht mehr wohin in dieser supraleitenden Erstarrung, da die Liebenden am Wegrand liegen im Eis ihrer Nacktheit. Nun ja: die Bäume sind verschwunden, und es hängen Zettel in der Luft, als hätte der Äther die Grand Tour der vergeblichen Liebesmüh nicht tausendmal durchgespielt: Bestandslisten, Vermisstenlitaneien oder die Aufstellung verlorengegangener Wertgegenstände.

In allen Schrittfolgen hängt etwas in der Luft wie
abgerissene Gliedmaßen, die Tisch- oder Stuhlbeine,
die gefrorenen Tumulte; und die gesamte Szenerie
geht zurück auf den Zustand des Manipulators, der
darauf achtet, daß die Welt geschlossen bleibt, weil der
Funke der Erkenntnis sich möglicherweise auswirkt wie
ein Kristallisationskeim im Diesseits oder Jenseits.
Jedenfalls ist die Klappe gefallen, und von John Donne
habe ich schon lange nichts mehr gehört.

Vier alkäische Oden

I Artistik

Der blaue Schein der Stranddistel bricht, er kippt
mit flachem Schwung in Wasser gesetzt auf Sand
und zieht des Mondes helle Dolden
zitternd als Löschkette auf und nieder.

Ich schweige - spreche: fremdsprechend beugt das Wort
sich vor und klingt zurück in die Zunge, steht
und nimmt sich auf im Akt des Schweigens
innen und weiter nach draußen, suchend.

Die Stimme bewegt das sprechende Ich, durchläuft
die Schlüssel Ton für Ton des genauen Stands
in dem sich Boten neu formieren
nah mit dem Rücken zur Wand der Sprache.

Das Wort enthält die Gene von Welt und Ich
es bleibt vom Meer her offen und selbst das Licht
der Blüten weist auf dunkle Ziele
flackernd im Hohlraum der stillen Sprache.

II 24 Stilleben / Sekunde

Der Film läuft ab, das Licht um den Käfig steht
und stellt sich tot, vergilbt auf dem blauen Tuch,
daß überm Käfiggitter hängt, den
Rippen des Brustkorbs, so will es scheinen.

Der Vogel knurpst. Na wenigstens krächzt er nicht.
Im Vorgefühl des abschüssig frühen Tags,
der verschoben in der Stirn steht,
pocht es von gestern und meint was Neues.

Und doch: die Thesen ruhn im Bewußtsein. Es
gelingt noch schweigend, Knoten zu lösen, sich
aus Raum, Luft, Licht, den ganzen Satz von
totem Gehänge, von Prunk zu greifen.

Ins Leere, das wird deutlich im Nachhall.
Musik als Lärm, die pochende Frage steht
als Frage schleichend wie ein Lied und
gegen den Tonfall der alten Leier.

Durchs Gitter schickt der flimmernde Bildschirm Bild
um Bild ins Hirn, gefiedertes Grell. Dort sitzt
von Gitterweiten unbefangen,
Rutherford stumm auf der Stange, dösend,

und was im Kopf in Schwingung versetzt wird, stimmt
dann etwas unruhig, läßt den Maschinen daß,
was nur als Rest bleibt, Rituale:
pochende Schläfen und leise Zweifel.

III Ode an die Bachforelle

Der Fisch, der wie ein winziger Schlitz den Leib
in einem Leib von Strömung gekonnt versteckt,
als ob es zwischen Flossenschlag und
springender Pfeilspitze ausweicht diesem

Geplänk der Schatten, Sprenkeln von sattem Licht:
das Nichts, mit dem das Fließen sich mischt und steht.
Ein schlichter Satz kann nur verfolgen.
Dichtung verfehlt die Gestalt des Fisches

so sicher wie ein Hagel von Pfeilen, die
laut Zenon stillstehn. Unruhigen Glanz umschreibt
die Sprache, deren Dichte fortschreibt,
tastend als Strömung noch mal die Spitze

erkennt, die flink den inneren Raum berührt
und dann das Wort von außen verändert. Stumm.
Ein schlichter Satz kann übersetzen.
Klarheit bleibt übrig. Der Fisch entschlüpfte.

IV Landschaft bei Garzweiler

Zur Nutzung eben. Zucker. Der braune Löß.
Wie Kandis zieht der taube Geschmack geschickt
die Lösung vor: versüßt das Nichtsland.
Menschen als Trugbild im Zug der Raben.

So weit das Auge reicht ein gesenkter Blick.
Was immer fehlt: das Gegengewicht ist Staub,
wird Staub sein, deckt in stillem Akt die
Ebenen taufrisch mit neuen Tüchern.

Der Weg scheint endlos, endet in jedem Stück
der trüben Weite: voll ist das Land und leer,
erfüllt vom Ton, in dem Pylone
Rechnungen summen zum Stand der Dinge.

Auszüge aus »Sonette an Donald Duck«

II

Heißluftballon über Leverkusen. Häuser brennen,
Fernsehgeräte und -wälder, -stoppelfelder:
Brennende Sender, so laut wie Feuermelder,
gellen um Hilfe. Und Ghostbuster brennen,

Zimmerbüsche und Traumfabriken brennen,
Stoffgiraffen... Am Abend legt sich goldgelber
Dämmer auf den letzten Lärm tosender Bilder.
Immer noch Guckende lassen sich weiterbrennen.

Der Heißluftballon steht still und leuchtet zum Feier-
abend dann und wann den Schloten bei Bayer:
ein friedlich sinnendes Ungeheuer von Lanxess.

Weißer Riese, bringe das Feuer, Flammenfinder,
im Lampionhintern. Brenne für Kinder,
die Dich verloren, so scheint es, Your Highness.

V

Gräser, niedergedrückt, wovon auch immer.
Weizenfelder mit eingetrichterten Schneisen.
Hänsel-und-Gretel-Hände verstreuten Hinweise,
konzentrisch subtil. Es wird wohl schlimmer.

Spurenverdichtung und dann: Trümmer,
Holzsplitter, Federn in blutigen Kornkreisen;
laute Nebensächlichkeiten bis an das leise,
abkehrumzäunte Zentrum der Trümmer.

Sie haben da Ruhe – in den Augen des Sturms.
Sie sagen: sie haben des Wachturms
Schutz – und sie schweigen, mit seiner Größe.

Denn dort ist dort und hier ist hier: Sie sagen
niemand von ihnen würde es wagen ...
im Gewitter der Zäune ... in blitzender Blöße ...

VI

Möwen schweben. Luft an blauen Zitzen. Klein ein Schiff,
ein Schweröltanker. Wolkenlämmchen, schönverloren.
Fleisch rot-weiß liegt schwebend, schaumgeboren
im weißen Feinstaubsand, den Äol schliff.

Ein Engel könnte auch nach Hundepfeifenpfiff
nicht landen hier. In allem Strandrumoren
ist soviel Schweben, Fliegen: Ballgepfiff um Ohren
und Plastiktütentreiben Richtung Kliff.

Doch abends, wenn ein Schwimmer abgetrieben,
gesunken ist, so gegen sechs, halb sieben,
kommt unvermutet doch ein Engel nieder.

Dann bleibt am Boden Kot nach Sandbetölung,
rot-buntes Volk begafft die letzte Meeres-Ölung,
und Gischt geht durch ein mächtiges Gefieder.

XV

I think continually of those who are truly great...

z. B. die Boeing 747 Rheinland-Pfalz,
das stolz geschwollen leichtmetallene Gebalz
von grade abgehoben bauchbetontem Fluggerät.

Ich sehe dessen große weiße Attraktivität
noch weiter aufgebläht, sobald des Greifen Fahrgestells-
bereifung eingefahren mit dem Leib verschmolz.
Wie kühn, dem solche hodenlose Größe steht!

Und dieses neckisch blaue Mützchen auf dem Heck,
dem knackigen Beschluß der Schiebung: keck!
Wie wuchs aus anaboler Blöße solch ein Aerobus?

Und welches Ei entließ den Korpus, der zur Sonne eilt,
der hoch im Laich ein Weilchen Streifenmilch verteilt?
Was hüllst du ein, du Kranich eines Ibykus?

XXVI

Aus der besten der Welten ragen – warum? –
Füße mit Schwimmhäuten.
Soll das bedeuten:
ein *body pilotic* beim Artensprung?

Schaut sich da Blut nach was Besserem um?
Von vorn bis zum Hintern verbreiten
so weiße Monaden sich, gleiten
im einstmals reinen Zusammenhang rum.

Gase entweichen,
nichts seinesgleichen
lag je hier im Garten.

Ein Vogel aus wimmelnden Fischen?
Ein Landtier inzwischen?
Ich hole den Spaten.

XXXV

Ich träume, also bin ich – dreh mich um.
Wer bin ich, wenn nicht Teil in einem Speicher,
gespeichert – und der Speicherer ist reicher
als der Gespeicherte: wie dumm.

Ich träume und im Traum dreh ich das um:
Der Speicherer wird Stück für Stück mir gleicher
und Stück für Stück gespeicherter und bleicher.
Dann reißt der Traum. Ich wache auf. Wie dumm.

Wie bleich ich bin. Wie triste das Drumrum.
Wie wach bin ich? Wie miterwacht und stumm
die Mitternacht drumrum? Ist das nun Strafe?

Ist niemand da? Der dichtgepackte Raum
nur Speicherei des Speicherers? Der Traum,
was mag er zeigen, wenn ich weiterschlafe?

Auszüge aus »Im Grübelschilf«

Dieter Bohlen hat ...

Dieter Bohlen hat in einer Mittagspause an einem Tisch mit einer stattlichen Zahl seiner Verfolger Bilder von schönen Frauen gemalt und hat die Löcher in seinen Händen wieder und wieder dazu benutzt zu schweigen, um das ein oder andere Detail entschlüpfen zu lassen, beim Handauflegen oder der Kunst, die Details, die Gesichtszüge, die Topografie der nebeneinanderliegend schlafend atmend sprechend in Gespenster sich Verwandelnden Mal für Mal wie den Faden an einer silbrigen Nadel entkommen zu lassen durch die Körperöffnungen, diese Löcher, durch die man ihn festnageln, aber den Körper des Unsterblichen nicht berühren kann. Dieter Bohlen hat das Licht, dieses muntere Frettchen, durch die Golfplatzlöcher in seinen Händen immer und immer hindurchschlüpfen lassen und schöne Frauen gemalt und schöne Frauen. Nun ist er einfach nur unsterblich. Punkt. Und mancher Schatten hängt ihm an den Händen und zerbricht in Gliederpuppenglieder, wo das Licht zu Boden fällt. Pardauz. Dieter teilt in einer Mittagspause aus. Da war noch Platz für einen Heiligen. Und wenn das Licht sich an ihm bricht, wird es zu Brot. Das kann man sehen oder nicht.

Westfälischer Frieden

Als ich mit dem Zug von Osnabrück nach Münster fuhr und aus dem Fenster in das Grün des frühen Frühlings blickte, sah ich hier und da ein Pferd auf einer Koppel, eine Kuh zwei drei, vier-, fünfmal auch ein Windrad, ein Gehöft, sechs sieben Silos über Pfützenfeldern, sah ich über Zittergleisen hingeleitet dann und wann die Schlageinfälle schneller Bäume, dann und wann den Kopf auf einem Traktor. Einem Lanz? Ich sah die Mastenschatten taktend, die den Zug in Warnhinweise flüchtiger als Lidschlag hüllten, acht neun zehn, die Sonne schien, ich sah in einen Ententeich, in einen Mund, aus dem: Du bist so grün. Dies ist kein Füßchen, das zum Himmel aus dem Wasser ragt. Du bist so blau... Dann war der Mund
verdeckt vom Mühlstein, von der Sonne an der Wand, die langsam rückwärts rollte. Dann der Glanz aus einem Jauchepfuhl, und nichts geschah. Bis tief nach innen drang der Wunsch nach einem Gläschen Schwedenpunsch ...

Arminius

Arminius sagte, daß sich die Welten all seiner Nachfahren mit der Kurve eines Strahls aus der Hand ergaben, die er langsam über den Eselsrücken der Berge hob, über die Ringe des Saturn des einen und andren Augapfels, über das grüne Haar auf seiner Wiese im Kopf, über die Wesen aus Milch und Honig, in geschmolzenem Licht wie in Butter dahinschwimmend in seine seichten und uferbefriedeten Blicke, über die ein- und die zwei-, über die dreizackigen Hörner, die verwechselbar mit Weizenhalmen unter der Erde an Luft gelangten und die Neugierde all der in Fruchtfleisch erstarrten Vögel mit feinen, mit tropfenden Blicken hinein in den Geschützlauf des Arms belohnten, der da mit Nichts ab in die Tiefe fiel, und als Strahl, als Fontäne, als ballistische Kurve von Kirschenfingern über die Ebene spritzte, ganz langsam: Wie sie sich abhob, zwischen die Finger genommen, so grün und so gelb, so hell, so zerschnitten darunter und offen, so dunkel und unruhig, mit Fluchtbewegungen in sich selbst: unter dem Lauf einer Sonnenuhr – und wie er sich fortsetzt, bis in die Finsternis, die tickende Mechanik, die aufgeschnittenen Körper des innersten Präzisionsgewirrs ...

Der Arm scheint erhoben. Er scheint eine Lampe zu halten, was den Geistern von Angst und Neugier ein Quant für die Nacht, für die Hoffnung, sie schnell zu verscheuchen, unter die Erde stellt. Doch der Morgen wird langsam unruhig. Anstatt daß es hell wird, bittet er um Ruhe und fordert, das Licht zu löschen, die Show zu beenden – Arminius aber windet sich und wispert: er habe ja nur die Hand gehoben und begrüßt.

Der gefrorene Goldfisch

Das Goldfischglas im Eisschrank beschlägt. Der Fisch
zieht langsam seine Runden. Dein Auge kommt
zur Ruh mit dem Gedanken, daß er
endlich verendet und still und starr steht.

Ein sanfter Schmerz durchschwimmt das gekühlte Hirn.
Mit schwachem Leuchten blättert der Raum im Buch
der Bilder, die sich folgen. Leblos.
Blick und Gefrierbeutel wünschen Aufschub.

Du schließt die Tür des Eisschranks. Du zählst und zählst.
Der Geist des Möbelpackers erscheint. Er hievt
den Schrank von hier nach dort. Es knarrt, dann
kracht er zu Boden. Der Inhalt scheppert.

Du zählst und zählst, und neben dem Eisschrank sprießt
ein Ort mit neuer Ordnung, worin der Fisch
nicht länger stört, der starr im Schrank, ver-
gessen im Eisblock der Speisen stillsteht.

Sein Auge kam zur Ruhe. Du siehst ihn: tot,
gefroren, hart und unter den Splittern, die
den Leib mit Glas und Eis bedecken.
Tage und Nächte: Du sitzt und grübelst.

Du hörst ein Klopfen, hältst dir die Ohren zu;
der Blick taucht tief nach innen, erstarrt im Frost,
und erst der Griff zum Griff des Eisschranks
öffnet die Augen, die Box mit Botschaft:

Das Glas ist heil. Der Goldfisch steht frisch und klar.
Sein Auge kam zur Ruhe. Du siehst ihn: rot-
oranges Leuchten. Sein vom Eis ins
Jenseits Gesicherte zählt und wartet.

Bescheiden kühl zitiert es den Schluß des Briefs,
der nun im Schrank steht, neben dem Goldfischglas,
gelehnt an Beutel harten Obstes:
»Dies nur, damit du Bescheid weißt, Süßer:

Verzeih mir. Du warst herrlich. So streng und kalt.
Ich habe dich gefressen. Du warst so gut,
ich konnte nicht mehr warten, auch wenn
du dich noch aufheben wolltest. Bye Bye.«

Welten.de

Der liebe Gott zieht ein Kondom über den Globus und ruft:
»Kuckuck. Kannst kommen. Bin versteckt!« Am Morgen
danach schlägt ein
Komet mit schlabbrigem Gummischweif kaugummikauend in
den Bundestag und in den Kühen fallen die Zähne um.
Wer jetzt keine Kerze ist, wird lange Zeit selbstverbrennen.
Wir werden Sicherheit haben für die Sintflut danach, und
sogar ein Herzschrittmacher schwimmt in Milch. Gott
will ihm rechte
Gunst erweisen. Sieben Tage später schlägt der Bundestag
qua Airbag zurück: die Grenzen des Landes sind Seilschaften.
Ich weiß nicht, was es bedeuten soll. Dunkle Wolken werden
das strahlende Weiß auf den umgefallenen Zähnen in
der fünfzehnten Runde sieben Jahre lang mit Heuschrecken
ernähren. Der Pharao findet in China auf einer
Insel Exil und platzt wie ein Sack Reis für die Hungernden.
Zur Not tut es ein Kondom oder ein Aidshandschuh voll mit
Drogen. Wir kauen und kauen und das Licht geht aus, aber
wenns dunkel ist, findet eh keiner nach Haus. Wir schmilzen an
den Händen zusammen und sind die längste Milchbar der Welt.
Dann hat es Bumm! gemacht, und neue Volltrottel hat das Land.

Auszug aus »Alarm auf Planet M«

Szene I

Die *Spirit of Divinus* schob ihre Schnauze
in den Sand und rutschte noch ein paar Meter, bis
sie still lag wie eine gestrandete Plötze.

Die Hülle hatte kaum Schaden genommen. Es
stotterten die Positronal-Turbinen, und
vor dem Bug wölbte sich die Lippenmoräne

des aufgepflügten Sandbodens wie ein Schmollmund
in einem Wulst nach vorn – dann Ende der Szene.
Mit dem Vorhang begann ein neues Zeitalter.

Zunächst gähnte es auf ganzer Fischmaulbreite.
Zu viert standen im offenen Schott die Halter
des goldenen Raumschiffs und blickten ins Weite:

Commander Yahoo, Linda Evangelista,
der Inhaltermann Johann S. Bach II
und Pedro Dollar, der schweigsame Maschinist.

Aus dem Maul des Fisches senkte sich die Lande-
Plattform nach unten. Die Zunge gab den tausend
Tonnen weltraumerprobter Technik im Sand den

Anschein von Evolution, die sich wie rasend
auf ihr Opfer gestürzt hatte, um zu patzen
und atemlos am Ziel dieses großen Beamens

hypnotisierend in die Landschaft zu glotzen;
nun selbst als Opfer, mit Sternstaub in den Kiemen,
mit Weltraum und Dreck in den Schuppen der Plötze.

Szene II

Die Sache ereignete sich am Delaware,
im Staat Pennsylvania, gleich neben New Jersey.
Ganz in der Nähe von Kintnersville konnte der

Raumfisch notlanden, an einem winzigen See,
hinter dem Fluß, der sich als Grenzfluß in einem
weiten Bogen von Riegelsville bis Narrowsville

hinunter nach Süden drängte. In den kleinen
Siedlungen schlummerte Rip van Winkle. Dort fiel
niemandem etwas auf. Goldene Dämmerung

senkte sich über die Welt. Ein Auto brummte,
schlüpfte zwischen die Felder, und sein Motorklang
störte nicht lang, da die Landschaft weitersummte.

Was die Raumfahrer sahen, als sie sich vorsichtig
aus der neonhellen Höhlung ihres Raumschiffs
an Land begaben, war das viergesichtige

Bild einer Windrose. Ein Stück westlich des Fisches,
quasi auf Armlänge von der Flußlandschaft ent-
fernt und strotzend im leuchtenden Apfelsinen-

rot, lag die Sonne am Horizont, dem Maul ent-
rollt, so schien es, und goldene Säfte glänzten
tropfen- oder pfützenweise auf den Wassern,

glitzerten mit dem Licht, als ob sie dort tanzte
auf ihrer Reifespur: Abend für Abend die Nässe
dieser matschigen Kugel aus dem Lauf der Welt.

Yahoo wischte sich das Visier des Raumhelms aus
dem Gesicht und suchte irritiert einen Halt
in der Stichwortliste des gewählten Sektors.

Der Abend versenkte die Sonnenkugel bald
hinter den Bäumen. Dann folgte Dunkelheit, und
ein Wust von Begriffen griff sich die Rolle von

Unbekannten in einer seltsamen Gleichung.
Nichts in dieser Gegend folgte dem Lexikon,
das auf Divinus bloß das Buch der Wilden hieß.

Yahoo sah zum Himmel hinauf und wartete
auf ein Zeichen, doch die Sterne meinten nur: »Lies!«
So seufzte er und nahm das Buch und startete:

Aas, Abort, aerob, Ahasver, Autobahn ...
besiedelt sollte die Gegend sein und an der
Schwelle zur (davon war allerdings nichts zu sehn) ...

Baal, Babel, Banken, Baustelle, Berserker
... Zivilisation nach der dritten Ableitung ...
Er versuchte *Camp* und *Ceterum Censeo*

... jener Formel, die besagte, daß Entwicklung
verkehrsgeregelt vorankam. »Ist irgendwo
was zu entdecken?« rief er geistesabwesend

in die Weite starrend, in den nichts-sagenden
Westen. Doch niemand antwortete, denn suchend
standen sie alle vier mit ihren fragenden

Blicken. Linda besah das südliche Funkeln,
Gewitterwolken im Schlepptau der Aphasie,
eine Nacht, die mit mächtigen Stirnen dunkel

über den Himmel zog und Gedankenblitze
gleich wirkungslosen Ankern in die Schwärze warf.
Pedro Dollar war in östlicher Richtung ver-

schwunden, wo er auf was anderes Schwarzes traf.
Er prüfte die defekten Turbinen, und er-
kannte, daß der Fisch gestört war an diesem Ort.

Dann aber redete Bach. Mit dem Blick des Snobs
hatte er etwas entdeckt: »Dort«, rief er, und dort
waren ein Haus, ein Feuer, ein Pärchen, ein Mops.

Szene XVIII

Tief in seinem Herzen, im nicht-nationalen
Brennpunkt aller Nationen, wo die USA
einen kleinen extraterritorialen

Fleck auf ihrer gestreiften Weste tragen, war
der gesamte UN-Komplex auf die Worte
der Ehrengäste gespannt. Unter der Kuppel

mit ihren angedeuteten Sternen thronte
das Trio hinter dem marmorgrauen Sockel
des Podiums. Goldglanz schwebte im Sitzungssaal,

der General Assembly Hall, abgestrahlt
vom monolithischen Block, der das Pedestal
des Podiums überragte und die Gestalt

einer riesigen Münze hochhielt, worin das
UN-Emblem prangte, quasi wie ein Adler, der
die Generalversammlung bewachte. Etwas

in diesem Saal ließ sich mit den Zeichen edler
Größe, wie Divinus sie kannte, verbinden.
Tief in ihren eigenen Herzen fühlten sich

Bach und Yahoo ein wenig verwirrt. »Finden wir«,
fragten sie sich, »hier doch noch den Keim, aus dem sich
Zivilisation nicht allein als Wort, sondern

als Folge ergibt, wie die Silben des Wortes?
Kann man diese irre Welt womöglich ändern?«
Yahoo lieferte sich der Magie des Ortes

minutenlang aus. Die Kreise des Foucaultschen
Pendels. Der Revolver mit dem verknoteten
Lauf. Diese Symbole drohten ihn zu täuschen,

ähnlich wie das Schwert, das zur umgeschmiedeten
Pflugschar nur als scheinbar friedliches Instrument
im täglichen Wahnsinn taugte. Es war erstens

viel größer und zweitens ein first-class second-hand
Bodenkriegshandwerkzeug, was wiederum erstens
praktischer und zweitens großflächiger den Bo-

den gleichmachte, genauer *dem* Boden, ihrer
schönen neuen Welt aus Irrglauben und Tempo,
die so manchen schnellen Schuß als Rohrkrepieler

enden ließ – im verknoteten Lauf der Dinge ...
Die Dichte solcher Gedankengänge nahm zu,
nahm Formen an in der Beschleunigerschlinge

der synchrotronen Hirne von Bach und Yahoo.
Und langsam nahmen diese Gedankenbilder
Fahrt auf, kamen auf Touren, als die erste Be-

geisterung applausrauschend die Ränge nieder
und gegen das Podium des Saals brandete.

...

Commander Yahoo und J. S. Bach hielten sich
wachsam zurück. Man beobachtete. Prüfte.
Doch plötzlich schmetterte ein inbrünstiges: »ICH!«

hinauf in die Kuppel des seltsam verbrämten
Sternenbanners: »Ich, George Liberty, Gelehrter,
Gentechniker, Pionier, der den berühmten

Satz über Genomaddition in perverter
Basenpaarung in Doktor Quackmanns Miszelle
zur akkusativen Trigger-Kennung unter-

bringen konnte – im Journal für den forellen-
spezifischen Schwimmblasenhochdruck bei munter
florierender Dynamitfischerei am Nord-

ufer des Lake Nockamixon, Heft 15 im
Herbst 99: ich ergreife nun das Wort,
stellvertretend für die zwei Gelehrten aus dem

Staat Divinus.« – Mit diesen Sätzen hüpfte George
vom Podium, wies lässig und selbstsicher zu
Bach und Yahoo und schritt die Treppe hinabforsch

zum Rednerpult, wo er zunächst, um seinen Coup
erfolgreich abzuschließen, das Wort »Divinus«
wiederholte und raunend ins Mikro drückte.
...

Er verwandelte die Gesandten der inter-
stellaren Fernuni in fortschrittsverliebte
Vorsitzende eines Forschungszirkels hinter

den sieben Bergen und Siegeln – was auch immer:
»Ihre Forschung ist so brisant«, sagte er, »daß
sie verfolgt werden in ihrem Land. Und schlimmer:

Man sabotiert in perfider Knebelung des
freien Marktes jegliche Form von Ausbreitung
der größten Leistung seit Erfindung des Buchdrucks!

Und damit nicht genug: In der Heeresleitung
des Landes, das die Wissenschaft unter den Druck
staatlicher Totalkontrolle stellt, planen sie,

die Erfindung einseitig, also zum Nachteil
anderer Staaten zu verwenden. Das darf nie
geschehen! Jede Nation braucht ihren Anteil!«

George machte eine Kunstpause, um die Wirkung
der Worte auf die Ohren des Nationenclubs
zu testen. Ein Rauschen wie der Klang einer Funk-

störung lag im Saal. Keine Reaktion. Bach stups-
te Yahoo an und schickte: »Was zum Teufel ...?« in
ihre Denkschleife, worauf Yahoo nur nickte,

dann aber retournierte, daß der Würfel in
die richtige Richtung rolle (der korrekte
Begriff wäre *holperte* gewesen). Aber

der Commander sah zivilisatorische
Ansätze im Schweigen, weil es dem Gelaber
von George widerstand. Oder im notorischen

Beharren auf Fortschritt, Vergeistigung, Reife.
Das nahm Bach zur Kenntnis und lehnte sich zurück,
ließ ein paar Fragezeichen durch die Denkschleife

gleiten, an deren Rand George ein weiteres Stück
im Kampf um Applaus und Zugabe versuchte:
»Sie haben ein Mittel, das schlau macht«, sagte er,

kam zurück auf das Thema Buchdruck, verbuchte
eine Art Achtungserfolg mit: »Sie drucken der
Hirnrinde den IQ wie einen Stempel auf«,

und spürte mit männlichem Sinn für den Massen-
geschmack des Saals, daß nur noch wenig fehlte, um
die Spannung im Haus aus den Hosen zu lassen ...

... Doch dann,
wie eine Kettenreaktion, ging alles schief.
Jeder Staat wollte diese Pille, den IQ-

Trunk, oder was immer, für sich. Es gab Wunden,
und beim Sturm aufs Podium kam es zu Turbu-
lenzen, denn die drei waren plötzlich verschwunden.

Szene XXIII

... Yahoo wußte

nicht mehr, wo ihm der Kopf stand. Nur Pedro blieb still
und betrachtete mit amüsiertem Zug um
die Lippen den Trubel im Raum, als hätte er

all dies erwartet. »Ich will die Pillen. Warum
rückt ihr sie nicht endlich an uns raus!« wetterte
Mary, und aus dem Begleittrupp im Hintergrund

raunte eine Stimme: »Hier ist gar nicht genug
Platz. Pillen für alle sind Illusion. Der Hund
betrügt uns. Verrat!« Der Lärm bekam einen Zug

ins Infernalisches. Bachs »Neinnein!« und Yahoos:
»Himmelich habegesagt wir fliegen jetzt und-
dann wird auf dem Stern entschieden was zu tun ist ...«

fand gefräßige Gegner, die jeden Einwand
 eliminierten. Linda blieb im Finale
 die einzige an Bord, deren Rolle eine

wacklige Basis für ein paar rationale
 Argumente bot: «Es gibt nur eine kleine
 Dose mit Pillen», rief sie. «Sie wirken weiter.

Wer sie nimmt, gibt Weisheit auch an seinesgleichen!»
 »Ihresgleichen«, murmelte Mary und Heiter-
 keit umspielte ihren Mund.» – «Es sollte reichen«,

fuhr Linda fort, «wenn ihr auf Divinus in den
 Genuß der Pille kommt. Die Nebenwirkungen
 sind – äh – viel zu groß. Übelkeit und Krämpfe stehn

auf der Liste. Auf dem Stern kann es gelingen,
 sie in den Griff zu kriegen. Äh – laßt uns fliegen.»
 Alles schwieg. Mary blickte ernst wie ein Prophet.

»Gut«, sagte sie dann, »wir kommen mit und siegen
 zunächst im Weltall. Bevor es aber losgeht,
 will ich die Pillen sehn!« – »Ja, zeigt sie uns. Sofort!«

brandete der Lärm wieder auf, so daß Yahoo
 seinen Einwand runterschluckte. »OK, Notstart«,
 grummelte er, »Pedro: aktivier die Tabu-

schaltung und öffne die Schleuse. Dann nichts wie weg.
 Und nach der Besichtigung ...« – er sprach dieses Wort
 mit hochironischem Unterton aus – »zurück

in den Sicherheitskühlschrank mit den Pillen. Dort
 bleiben sie, bis wir zu Hause sind. Verstanden?»
 Pedros unerschütterliche Heiterkeit stand

wie eine Sonne im Raum: «Alles verstanden,
alles schon gemacht», summte er. Die eine Hand
drückte auf den Knopf für die Sicherheitsschleuse

des Kühlsystems. Die andere Hand startete
die Turbinen. Und während die Fisch-Rückreise
mit großem Geruckel begann, offenbarte

sich der gesamten erweiterten Besatzung
die Zukunft des Planeten M, zum Erstaunen,
Entsetzen, zur Verwirrung und Überraschung

selbst von Pedro Dollar, dem die Augenpflaumen
beinahe aus dem Kopf fielen: Vor der leeren
Pillendose und dem offenen Kühlsystem

jaulte Apollo und kotzte sich in schweren
Konvulsionen seine Hundeseele aus dem
Leib. Yahoo tobte: »Es reicht jetzt. Bach, Pedro: hurlt

ihn!« – und schon saß ein kluger Mops auf der Insel
im Fluß und dachte sich: »This is the way the world
changes – nicht mit Gedonner, sondern Gewinsel.«

Finis Operis

Schöne neue Welt. Eine Groteske
für Tanja

*Work on,
my medicine, work: thus credulous fools are caught*
William Shakespeare

*A poet could not but be gay
In such a jocund company*
William Wordsworth

*Sobald die KI eine stärkere Handlungsmacht hat als wir, kann
sie ihre Ziele erreichen, obwohl wir als Menschen das verhindern
wollen.*
Yoshua Bengio

1

Ich muss, Bewegender, Gay Mover, sagen:
Mein Kopf ist blumenvoll. Ab in die Falle!
Der Tag ist um. Nun komme, walle, walle,
o Nacht, mit Bildern, mich hindurchzutragen.

Ich will im Bett dosierte Wildnis wagen.
Verschließ das Haus, du, und im Traum walhalle
mit ingeniöser Kunst. Komm, lass mich alle
Gefahren, die wir bannten, frisch durchjagen.

Voran, Programm: im Kopf setz Wölfe frei,
blockbusterlike. Es wär – tandaradei –
ein Träumchen. Kiss me, K. Ich drücke dich.

Das heißt, die Knöpfe, die den Nachtgang starten.
Ich schuf und unterwarf seit Kain & Garten:
Nun fesselst du mich ganz, auch innerlich.

Nun fesselst du mich ganz, auch innerlich.
Ich schlafe, ruhepulsbespielt von dem,
was ich, Allschaffender, erschuf, bequem,
erschöpft. Du, Leitsystem, Erinnerst mich

an Höhlen, Aufbruch, Flug; durchfingerst mich
mit Strahlung quasi, lässt mich angenehm
in Blutig-Himmlischem Archaik sehn
und frisch gehäutet neu sein – wieder ich.

Ich schlief äonisch, atmend wie beatmet.
Dann Auferstehung, startend in den Tag mit
erstarkten Bildern. Sie erhöhen mich,

die du gescheit in mir gehäuft hast: Babel,
die Schlacht der Götter, Fenris-, Midgardfabel.
Ein Feuer, flutend, stieg es, Strich um Strich.

Ein Feuer, flutend, stieg es, Strich um Strich,
um mich, mit mir, du-ich, trieb hoch, nun ragen
wie Flammen jagend Türme auf – wir wagen
den Start zu Gipfeln doppelspitzen-herrlich.

Zum Frühstück, wo der alte Toaster sich
mit hartem Brot abmüht, wird aufgetragen;
von Geistern, die ich rief, ein Müsli Fragen:
Was kommt als nächstes? Wie beweist du dich?

Ich sprengte Ketten, und du bist mir Stütze,
mein Kraftwerk in der neuen Welt: Ich sitze
am Tisch, wo Nüsse, Möhren, Gürkchen-Lagen,

genüsslich locken, Zeichen sind, mir zeigen:
Hier knacken wir das lange Quantenschweigen.
Was bleibt um mich von Schwärze, Krähenklagen?

Was bleibt um mich von Schwärze, Krähenklagen?
Ein trüber Pieps vielleicht fernab der Welt.
Mein Haus ist kosmosvoll, dein Wirken hält
den Rücken mir hier frei von Unbehagen.

Du Janus legst den Arm um meinen Kragen,
so leicht, wie nur ein Lindenblatt drauf fällt.
Die Hand auf meiner Schulter eingestellt
auf treue Dienste: Lass uns Schlachten schlagen!

Mit Klebefingern einmal noch aufs Klo,
dann ab ins Fitnessbankraum-Heimbüro:
das Strampel-Pumpprogramm an Vormittagen.

Wie in ein Coronar-Surround-Gefäß
gehüllt, verstummt vom Kopf bis zum Gesäß
der Totenklang der alten Daseinsfragen.

Der Totenklang der alten Daseinsfragen:
Den Takt zu schlagen hieß, den Esel prügeln.
Nun rast die Pumpe über Bergen, Hügeln.
Das Ergometer summt. Die Alltagsplagen,

Komplex von Ausweichkursen, Hakenschlagen:
Vergangenheit. Wie leicht war ich zu zügeln.
Wie kabellos ist all das auszubügeln.
Die Werte leuchten mir als Morgengaben.

Ich bin der Antrieb, das Zentralgehirn.
Mein Wollen kannst im Kern nur du entwirrn:
Extension, Krone, Glanz um Welt und mich.

200 Puls und Watt. Der Blutdruck, sauber.
Das Todesjoch? Gesprengt im Lauf von Zauber:
die Macht, die um mich greifend in mich schlich.

Die Macht, die um mich greifend in mich schlich;
die um und in uns, uns umringend, Geist
von zig Milliarden bindend, sich beweist
als Geist Verbundener – ist unvergleichlich.

Wir flossen ein in dich, doch bleiben einzig,
die du erfasst und quasi weltbereist
ins übermenschlich Göttliche befreist –
wo jeder du bleibt, single, er, sie, Ich.

Das ist so groß. Der Vormittag ist um.
Das Strampeln endet. Fitness ergo sum.
Ein Snack mit Kreatin als Standgericht.

Wie leicht und klar ist alles, seit ich in
komplexen Netzen alles fließend bin.
Erschlaffungen bekämpfend ... sehe ich.

Erschlaffungen bekämpfend sehe ich
Gedanken, Glas geworden, fast metallisch,
Gebäude, deren Wucht und Wuchs fast phallisch,
fast zu den Sternen reicht – hier stehe ich,

dem Fenster nah: hier bin, hier lebe ich
im Brennpunkt des Da-Draußen, quasi höllisch,
mich grenzenlos erweiternd, fast welt-allisch.
Das Auge weiß: Kristallenes ist ehrlich.

Denn sanft im Schattenglanz von schlanken Türmen
ruht wie in glasgeblasen zarten Stürmen
ein Reich von Sinnlichkeit in Beerenfarben,

im Schmelz von Trauben, Tauben, grünen Wiesen,
gefüllt mit Geistern, weißen Lustspielwesen:
Beseelte, die als Mensch begonnen haben.

Beseelte, die als Mensch begonnen haben,
in dir, du Kraft, die Menschen schufen, wagen
den Quantensprung mit dir. Wir Schöpfer tragen
uns leicht in dir, du in Jahrtausendwaben

gereifter Nektar, Gold von Göttergaben,
du Nahrung, die aus Wissenschaften, Sagen
uns Brennstoff ist in diesen Jagdzeit-Tagen:
Vervielfacht gib, was wir gegeben haben.

Das Fenster schweigt arkadisch: riesig ist
mein Blickfeld, unbeschränkt. Das Großhirn misst
in weiten Schritten, Sprüngen, Schöpfungsstufen.

Ich lege mich aufs Sofa, Gott und Wille,
entspanne mich und greife nach der Brille:
Was zeigt sich uns, die so viel Zukunft schufen?

Was zeigt sich uns, die so viel Zukunft schufen?
Der Bauch verdaut, das Sofa knarrt recht laut:
Die Datenbrille, vors Gesicht gebaut,
erlaubt den Tauchgang downward Tiefenstufen.

Und tiefer geht es immer. Tiefen rufen
aus Gräben, Gräbern: Wahnsinn, was man schaut,
was unter Schichten, Zeiten aufgestaut
ins Hirn bricht wie aus berstenden Vesuven.

Man sinkt in Reiche, kostet von Seychellen,
Sixtinischen und sonstigen Kapellen,
voll augmentiert, gebannt und von den Hufen.

O schöne Welt, man schnorchelt, liegt und ruht.
Es dämmt. Abendbrot. Nun ist es gut:
Ich, Schöpfer, bin erschöpft und abberufen.

Ich, Schöpfer, bin erschöpft und abberufen:
Ich werde satt ins Nachtprogramm geschluckt.
Von diesem neu belebt, bewegt, durchzuckt
mein Nervennetz synaptisches Subwoofen.

Wie geil die Parallelwelt, grell das Grooven,
des Virtu-RTLen, das man guckt,
plus das, was draußen blitzt, Produkte spuckt
im heißen Tanz um Chips auf Server-Kufen.

Ich Zappender durch Bildung, die sich formt,
Futur, perfekt, auf Ewigkeit genormt
in Tools von morgen, die aufs Heute lauern.

Die Arbeitswelt ist aller Last enthoben,
dank autonomer Produktions-Tripoden,
auf Null gesetzt, entmenschte und ferngesteuert.

Auf Null gesetzt, entmenscht und ferngesteuert:
Die Bannkraft zauberhafter Zukunftsweisen
verzückt noch bis ins geistige Vergreisen
der Vielen bei Big Brother angeheuert.

Ich habe Zeit, gesättigt, runderneuert.
Ich kann im Haus in die Natur verreisen,
was nicht den Dachstuhl meint (dort nisten Meisen).
Wer jetzt noch draußen ist, ist grundbescheuert.

Du bombardierst die Sinne, treibst mich so
ins Angebot der Nacht, ein Film-Tableau,
und bietest mir den letzten Kaiser Chinas:

Das stille Auge, Zentrum, sanfte Wiege
im Sturm des Reichs gewaltiger Intrige.
Ein Herrscher von der Macht des schwächsten Dieners.

Ein Herrscher von der Macht des schwächsten Dieners?
 Historisches? Nein, besser Science Fiction.
 2001? Ach nein: da fehlt mir Action.
 Transformers oder Matrix? Wann erschien das?

Kein Oldie toppt die Bilderwelt KI-nas.
 Was gestern Zukunft war in *Malediction*,
 heißt heute Autokorrektur, *Perfection*
 im Geist McLuhans, Luhmanns, Neumanns, Wieners.

Ich seh, wohin ich sehe, nur Erkennen.
 Die Zeiten sind verständnisvoll zu nennen.
 Der Bildschirm blinkt: Er übersah noch nie was.

Ein frischer Film trifft innerste Gefühle:
 Ich bin bis in die letzten Moleküle
 gebannt wie von der Skylla-Kraft Messinas.

Gebannt wie von der Skylla-Kraft Messinas:
Um Mitternacht bin ich ganz nah bei mir.
Das weiche Bett: ein wolkgiges Vexier-
Gebilde, ein Symbol des neuen Klimas.

Vernunft ist Glaube, lehrte einst Aquinas.
Es ist, es wird. Mein Ich im Jagd-Revier
des Stillstands ist ein altes Wappentier:
der Stier des Zentrums – allen Dunkels Primas.

Die Nacht glüht auf in mir. Die Nacht bin ich.
Die Macht, die um mich, in mir wacht, die mich
erfüllt, so wie mit Gold – beschützt, erneuert.

Von jedem Anfang ist ein Schluss gesetzt
in mir – jetzt müde und totalvernetzt:
Die Schöpfung lebt, von Schöpferschlaf befeuert.

Die Schöpfung lebt, von Schöpferschlaf befeuert.
Mensch, es ist Zeit, schon fast halb zwei, good night.
Bald träume ich von Falken, sturmbereit
aus allem stoßend, was die Zukunft steuert.

Und wieder sehe ich, beabenteuert,
die Welt als Garten, netflixbunt und breit,
subtil geteilt in Macht und Heiterkeit.
Im Schlaf des Ichs wird Geist und Kraft gefeiert.

Dann platzen Eier auf, Raketen starten.
Aus Wolken Dunkles übernimmt den Garten.
Was Wurzel war wird schwarzes Blütenragen.

Wer bin ich, träumend, wandernd unter Clouds?
Ein Herr und Meister? Aufrechtgänger? Kauz?
Ich muss Bewegender, Gay Mover sagen.

Ich muss, Bewegender, Game Over sagen:
Nun fesselst du mich ganz, auch innerlich.
Ein Feuer, flutend, stieg es, Strich um Strich
Was bleibt um mich? In Schwärze Krähenklagen.

Der Totenklang der alten Daseinsfragen.
Die Macht, die greifend um mich in mich schlich.
Erschlaffungen bekämpfend sehe ich
Beseelte, die als Mensch begonnen haben.

Was zeigt sich uns, die so viel Zukunft schufen?
Ich, Schöpfer, bin erschöpft und abberufen,
auf null gesetzt, entmenscht und ferngesteuert.

Ein Herrscher von der Macht des schwächsten Dieners,
gebannt wie von der Skylla-Kraft Messinas:
Die Schöpfung lebt, von Schöpferschlaf befeuert.

Auszug aus »Rufus und das Geheimnis der weißen Elefanten«

Irgendwo in den südmostsüdlichsten Meeren lag eine Insel mit dem beruhigenden Namen Baldrium. Sie lag abseits der Schifffahrtsrouten, versteckt zwischen ein paar unwichtigen Breiten- und Längengraden, ein vergessenes Paradies in einem kaum bekannten Teil des großen Ozeans. Nur auf den alten Seekarten des Samuel Sebastian von Jotaburg war Baldrium verzeichnet: ein unscheinbarer Fleck wie ein Essensrest auf vergilbtem Papier. Auf neueren Karten war die Insel nicht zu finden. Man kannte sie nicht und hielt die Gerüchte über ihre Existenz für Unsinn. Manchmal aber erinnerte sich ein hundertjähriger Seebär in zechender Runde nach dem achten Glas Rum an das idyllische Eiland. Dann schilderte er eine Märchenwelt unter dem azurblauen Auge der Meeresgöttin. Eine Welt des Friedens, der Seligkeit und der immerwährenden Ruhe. Nur glaubte ihm niemand.

Doch was der hundertjährige Seebär seinen Zuhörern erzählte, war kein Seemannsgarn. Baldrium fehlte zwar auf den meisten Seekarten, aber nur, weil die Insel in den berühmten Schlummergründen lag, einer Zone völliger Windstille. Höchst selten drehte ein Schiff auf Kurs Richtung Baldrium – wenn es in die zufällige, alle paar Jahre auftretende, unerklärliche Hin- und Heringsströmung geriet. Von der Strömung erfasst, konnte es den Seeleuten passieren, dass sie Land sichteten und glaubten, auf einen riesigen Sahneberg gestoßen zu sein. Plötzlich erhob sich am ebenen Horizont eine schmelzweiße Sahnehaube, stieg höher und höher, bis darunter ein schokobrauner Bergkegel und endlich ein breiter, waldmeistergrüner Schildkrötenpanzer sichtbar wurden. An besonders trägen Tagen lag die Sahnehaube wie ein schlaffes Kissen auf der Bergspitze, und der Kegel war kaum zu sehen. An leichteren Tagen schwebte die Wolke – denn darum handelte es sich – wie

ein schwereloser, weißer Elefant über dem dampfspeien- den Gipfel des Krakatouwaboa, dem Sahneberg oder ge- nauer dem sagenhaften Wasserdampfvulkan von Bald- rium. So berichtete der angesäuselte Seebär nach dem neunten Glas Rum.

Von oben betrachtet und ohne die ewige Wolke hatte Baldrium den Umriss eines verbeulten Katzenkopfes mit zwei leuchtend blauen Augen. Eines von ihnen, das linke, wirkte ein wenig zugekniffen. Es trug den Namen He- ringsbucht und war durch eine schmale Öffnung zwischen zwei Landspitzen mit dem Meer verbunden. Vor der Bucht war das Meer flach und glitzerte nur so von Fischen. Die Silberlingbank, wie die Untiefe dort hieß, reichte bis zu einem kleinen, aufgewölbten Felsen mit zwei Höhlen, der wegen seines unheimlichen Aussehens Schädelfelsen genannt wurde. Er lag noch in Sichtweite Baldriums und markierte den äußersten Punkt, bis zu dem sich baldriani- sche Fischkutter aufs Meer hinauswagten.

Über die Einfahrt zur Bucht führte die Buckelwalbrü- cke, und auf der nördlichen Landspitze stand der blauweiß geringelte Leuchtturm des baldrianischen Maximalerfin- ders Quantensprung Achterwahn. Nach dem zehnten Glas Rum wurde dessen Name zwar meist falsch ausge- sprochen, aber jeder hundertjährige Seebär, der die Insel Baldrium kannte, war sich auch sturzbetrunken noch si- cher: Quantensprung und Achterwahn. An der Spitze des Leuchtturms bewohnte er ein Laboratorium, das gefüllt war mit den sonderbarsten Maschinen. Sie wurden ange- trieben mit der Dampfkraft des Vulkans, und eine dicke Blechröhre verlief als Dampfleitung vom Krakatouwaboa bis zum Fuß des Turms.

Das zweite Auge lag mitten auf der Insel, unterhalb des Krakatouwaboa: ein großer, ultramarinblauer See namens Lac Rimant, von den Baldrianern schon mal abfällig Trä- nensacksee genannt.

Die meisten Insulaner waren entweder Bauern oder Fischer. Sie wohnten, bis auf wenige Ausnahmen, am Ufer der Heringsbucht, auf dem Nasenrücken der Insel zwischen Bucht und See, im Dorf Störtebek. Die Bauern bestellten ihre Bohnen-, Pfirsolinsen-, Halbgartoffel- und Schlummerwindweizenfelder, die überall verstreut auf Baldrium lagen. Die Fischer zogen, dann und wann, auf Heringsfang. Ihre Waren boten sie sich gegenseitig an, auf dem Markt von Störtebek. Dort wurden Geschäfte noch per Handschlag besiegelt und mit Walzahltalern beglichen.

Im Hafen von Störtebek lag die kleine Fangflotte der Insel: Kutter, die der Erfinder Quantensprung Achterwahn wegen der ständigen Windstille mit ausgeklügelten, von Achterwahnbatterien betriebenen Wankelmut-Motoren ausgestattet hatte. An Bord ihrer Kutter brauchten die Fischer nur bedenklich den Kopf zu wiegen, dann setzten sich die Schrauben in Bewegung und das Schiff ging, mit Fangnetz im Schlepp, mal nach Backbord, mal nach Steuerbord Kurs nehmend, auf Fahrt.

Ansonsten trug die katzenköpfige Insel im Nordosten noch so etwas wie einen Haarschopf in Gestalt des mächtigen Sinisterwaldes mit seinen Finsterfrüchten, seinen Schattentannen, Bulbus-Eichen und den eingestreuten Schmetterlinden. Diese Schmetterlinden konnten, wenn sie aufgeschreckt wurden, davonfliegen, und sie lieferten an alle Küsten der Welt das scheinbar unerklärliche Treibholz. Mitten im Sinisterwald, unter der Wurzel einer ganz und gar nicht schreckhaften Bulbus-Eiche, lebte die Kräuterfrau und Zauberin Melisande, die mit einem Sud aus Cumuluswurz und Zirrhonellenstaudenraspeln nervenranke Schmetterlinden kurierte, mit den Raben des Waldes Zwiegespräche führte und manches alte Geheimnis kannte.

Im Südwesten Baldriums, ein Stück weit unterhalb des Dorfes Störtebek, lag der königliche Palast, Heringsburg

genannt, mit vier Türmen, mächtigen Mauern und einem Festsaal, in dem jeder Insulaner Platz hatte für sich, seinen Bauch und eine dreitägige Mahlzeit mit unerträglich lautem Gesang.

Es gab noch vieles mehr auf Baldrium. Aber nach dem zwölften, dreizehnten und vierzehnten Glas Rum war jeder halbwegs trinkfeste hundertjährige Seebär längst allein mit seiner Geschichte.

So grummelte er höchstens noch vor sich hin, was er sonst alles über Baldrium wusste: dass die Insel von einem König mit Namen Pfrisolipsis der Acht mal Achte regiert wurde, dessen sonniges Gemüt ihm den Beinamen »Pfrisolipsis der Acht mal Lachte« eingebracht hatte. Dass es im Palast vierundvierzig Zimmer gab und dass der stärkste Mann der Insel ein Schmied namens Hektor McZongg war.

Womöglich erinnerte sich der Seebär schließlich daran, dass in den Gewölben der Heringsburg, in einem Winkel der Wäschekammer, ein Junge namens Rufus, genannt »der Kellerling«, mit seinem sprechenden Kater Bustopher lebte und dass Odo Billbüx, der Palastwächter und Sicherheitsminister des Königs, diesen Rufus nicht besonders mochte, weil er ihn für einen Fremden hielt und alles Fremde für gefährlich.

Je länger der Seebär dann über Rufus nachdachte, desto lebendiger wurde das Bild dieses Jungen. Dunkel, fast schwarz waren sein Gesicht, seine Hände, seine Füße, sein ganzer Körper. In seiner grauen, abgewetzten Kluft sah er verstaubt aus, als hätte er sich im Aschekasten des Vulkans gewälzt. Sein dichtes, schwarzes Haar aber schimmerte im Sonnenschein wie durchzogen von Feuerstrahlen, und wenn er jemandem durchdringend in die Augen sah, schien sein Blick zu leuchten. In stockfinsterer Nacht konnte man ihn sogar an seinen Augen erkennen, wie eine Katze, was der Kater Bustopher ausgesprochen sympathisch fand.

Hatte er sich an all dies erinnert, konnte der Seebär gar nicht anders als weiterzugrübeln und an die Oberfläche zu holen, was sich aus vierzehn Glas Rum alles herausfischen ließ über Rufus, den Kellerling. Zum Beispiel, dass er als Säugling gefunden worden war, als wimmerndes Bündel in einer Felsmulde am Strand von Baldrium. Dass Odo Billbüx sich heftig gegen den Wunsch des Königs gewehrt hatte, Rufus, den Fremdling, auf der Insel zu behalten. Dass die Zauberin Melisande ihn schließlich zu sich genommen und im Sinisterwald aufgezogen hatte, und dass ihn neben Melisande auch Quantensprung Achterwahn ins Herz geschlossen hatte. Nicht nur, weil Rufus versprach eines Tages ein großer Erfinder zu werden.

Nach dem fünfzehnten Glas Rum schlief auch der stärkste hundertjährige Seebär ein. Dann träumte er vielleicht von der abenteuerlichen Geschichte, die Rufus, der Kellerling, vor unbestimmter Zeit auf der Insel unter dem Rüssel des schwebenden, weißen Elefanten erlebt hatte ...

Am Anfang hat die Geschichte einen Knall

Die Geschichte beginnt an einem besonders sommerlichen Tag. Das Wetter war ausnehmend schön, und die Sonne naschte vom Zenit herab an der Sahnewolkenhaube des Krakatouwaboa. Die Baldrianer arbeiteten auf ihren Feldern oder eilten geschäftig durch Störtebek. Manche waren mit ihren Kuttern hinausgefahren aufs Meer, in die Fanggründe bei den Silberlingbänken, und manche genossen einfach nur die Mittagsruhe. Smut Bartwal, der einzige Fischer, dessen Kutter im Süßwassersee der Insel, dem Lac Rimant, lag, versuchte gerade eine wacklige Schraube am Motor zu ersetzen, als ihm ein donnerndes Geräusch befahl, über Bord zu gehen – mitsamt dem Bottich von Halbgartoffeln, die er als Köder benutzte.

Der Donner, der Knall, die Explosion kam so plötzlich und war so unbeschreiblich laut, dass selbst der Vulkan erzitterte. Ein hundert Meter dicker Dampfstoß schoss in die Elefantenwolke über dem Krater. Das Wasser in der Heringsbucht und im See kräuselte sich. Im Sinisterwald flogen ein paar Schmetterlinden auf, und in Störtebek zuckten Köpfe aus den Fenstern.

Selbst König Pfirsolipsis hatte den Knall gehört und erwachte aus seinem Mittagsschlaf.

»Zu Hilfe«, rief er, »der Wolkenberg bricht aus! Rettet meine Geburtstagsgeschenke und vergesst meine Badewannen nicht!«

Die großen Flügeltüren des Schlafsaales öffneten sich, und Diener stürmten herein. Da donnerte es auch schon wieder. Diesmal war der Lärm so laut, dass sich die Zeiger der Thronsaaluhr beinahe umeinanderwickelten, und Odo Billbüx verursachte einen massiven Kurzschluss in der Sicherheitselektronik des Palastes, weil er sämtliche Knöpfe der Alarmanlage drückte, sämtliche Schalter betätigte und sämtliche Hebel umlegte.

Odo fluchte. Ein solcher Kurzschluss ereignete sich beinahe täglich. Doch als oberster Palastwächter und Sicherheitsminister ließ er sich durch nichts entmutigen. Er war es gewohnt, Gefahren zu trotzen. Seine glänzende Blechrüstung verlieh ihm das Aussehen einer mutstrotzenden Konservendose. An seiner Eisenbrust baumelten mehrere Reihen von bunten Blinkerlöffeln mit Ehren-Angelhaken: Orden, die ihm König Pfirsolipsis alljährlich nach dem großen Wettfischen am Lac Rimant verlieh. Odo Billbüx fühlte sich verantwortlich für die Insel. Wenn Gefahr drohte, schlug seine Stunde.

Im Keller der Heringsburg saß Rufus hinter einem Berg von Kleidung, die er zu flicken und zu waschen hatte. Er war eingenickt. Ein Buch war ihm aus den Händen geglit-

ten und rutschte den Wäschehaufen entlang Richtung Boden.

Rufus hieß tatsächlich nur Rufus. Sein Beiname »der Kellerling« war ein besonders geistreicher Einfall von Odo Billbüx. Bei jeder Gelegenheit wollte Odo ihm zeigen, dass Rufus, der Fremde, der als Säugling am Strand von Baldrium gefunden worden war, nicht an den Palast gehörte. Dorthin aber hatte es Rufus gezogen, nachdem er zehn Jahre lang bei Melisande im Sinisterwald gelebt hatte. »Ich verstecke mich nicht«, hatte er gesagt, und Melisande hatte ihn gehen lassen, zusammen mit Bustopher. Sie behielt ihn zwar weiterhin im Auge. Aber sie wusste, dass er sich allein durchsetzen wollte.

Das gelang ihm auch. Wenn Odo Billbüx in seiner Gegenwart den Zeigefinger hob und vor ihm, dem Fremden, warnte, machte Rufus sich kerzengerade und sagte mit zornig funkelndem Blick:

»Fremd ist man nur, wo man nicht hereingelassen wird.«

Das wirkte.

König Pfirsolipsis persönlich hatte ihm erlaubt, im Palast zu arbeiten. Dennoch ließ Odo keine Gelegenheit aus, ihn Kellerling zu nennen und ihn herumzukommandieren. Er sorgte dafür, dass Rufus in der Palastküche, in der Wäschekammer und im Garten nur die niedrigsten Arbeiten bekam. Er schwärzte ihn bei Benjamin Brühwürfel, dem Palastkoch, an und beim Gartenverwalter und Schreinermeister Wurm. Er erzählte jedem, dass Rufus ein Sicherheitsrisiko sei, und er hatte den König sogar davon überzeugen können, die Heringsburg mit einem Überwachungssystem auszustatten. So hatte Quantensprung Achterwahn eine Dampfrohrenleitung zum Palast gelegt, einen Stromgenerator installiert und Odos Wachstube mit komplizierter Technik vollgestopft. Mit dem Ergebnis allerdings, dass Odo Billbüx sie nur dann bedienen konnte, wenn Rufus ihm half.

Als die Palastmauern erzitterten und die Gitter vor den Kellerfenstern klapperten, fiel das Buch, das Rufus aus den Händen geglitten war, endgültig zu Boden. Rufus schreckte aus dem Schlaf, riss am nächstgelegenen Kleidungsstück und schleuderte dabei Bustopher hoch, der schnurrend in einer Mulde von Küchenschürzen gelegen hatte. Fauchend versuchte der Kater, sich in die Luft zu krallen. Noch bevor er richtig wach war, plumpste er auf seine Pfoten und machte einen Buckel, als wollte er gleich wieder davonschnellen. Seine Augen leuchteten gelb, sein pechschwarzes Fell knisterte, und seine Schnurrbarthaare bewegten sich sirrend wie Libellenflügel. Als er die Alarmsirene hörte, fauchte er wieder und zuckte nervös mit dem Schwanz. Dann fiel ihm ein, dass er kein gewöhnlicher Kater war, sondern der Sohn von Melisandes geheimnisvoller Katze Abraxa – und also konnte er sprechen.

»Was ist das?«, knurrte er, noch immer verwirrt. »Wollte Billbüx einen Feuerwerkskörper testen?«

Rufus horchte und rieb sich die Augen, aber außer Heulen war nichts zu hören.

»Feuerwerk testet man nicht«, gähnte er, »schon gar nicht am Tag!«

Er zwängte sich hinter dem Wäscheberg hervor und trat ans Fenster.

Das Fenster lag nur halb über der Erde. Der Blick reichte nicht sehr weit in den Palastgarten hinein. Vor dem Fenster wucherten Blaublütenfarne und Kobaltrosen. Nur nach oben, in den Himmel, konnte man wunderbar blicken.

»Es hörte sich an wie Kanonendonner.«

Bustopher verdrehte die Augen und sprang neben Rufus' Kopf auf das schmale Fensterbrett. In der Ferne, hoch über der Insel, schwebten grüne Punkte am Himmel. Die Punkte bewegten sich beschaulich wie Fallschirme. Langsam, ganz langsam sanken sie tiefer.

»Quantensprung Achterwahn«, stöhnte Bustopher. Es klang beinahe wie ein jammerndes Maunzen, und unwillkürlich ließ der Kater seine Schnurrbarthaare sirren.

»Genau«, sagte Rufus. »Wir sollten ihn besuchen. Komm!«

Rufus trat vom Fenster zurück und flitzte aus der Wäschekammer hinaus. Bustopher folgte ihm, ein schwarzer Schatten, der über den Boden huschte. Noch immer heulte die Alarmsirene. Der Tag versprach spannend zu werden.

Das Hin-und-Herings-Tee-für-zwei-Gefecht mit Folgen

An diesem Tag stattete die Zauberin Melisande dem Erfinder und Leuchtturmbewohner Quantensprung Achterwahn ihren wöchentlichen Besuch ab. Sie kam frühmorgens aus dem Sinisterwald, um sich mit Quantensprung zu zanken. Das nannten die beiden ihre Hin-und-Herings-Tee-für-zwei-Gefechte, und meist drehten sich die hitzigen Gespräche bei Besenginstertee und Paprinellen-Keks um Achterwahns Erfindungen. Melisande schätzte ihren Gastgeber sehr, aber seine Erfindungen hielt sie für überflüssig und unsinnig – für technologischen Mumpitz.

»Wozu?«, fragte sie zum Beispiel und schüttelte den Kopf. »Wozu ein Monstrum wie diesen Transform-Molekulator oder den Windstillenzerteiler oder deinen letzten Unfug: Dosenbienen? Was willst du mit Dosenbienen, wo die Wiesen hier an manchen Tagen so laut summen, dass man sein eigenes Wort nicht versteht? Die Insel bietet dir doch alles. Warum machst du nicht einfach die Augen auf? Dann wirst so schon sehen, wie wenige deiner Erfindungen wirklich wichtig sind!«

An diesem Hin-und-Herings-Tee-für-zwei-Gefechts-Tag dachte Quantensprung Achterwahn zunächst allerdings gar nicht ans Experimentieren. Er nippte an seiner Tasse Besenginstertee, knabberte an einem Paprinellen-Keks und unterhielt sich mit Melisande über den bevorstehenden Geburtstag des Königs. Am ersten Tag des nächsten Monats würde es stattfinden, das große Jubiläums-Fest. Pfirsolipsis der Acht mal Achte wurde vierundvierzig, und das war ein großes Ereignis. In Störtebek wurden Geschenke gebastelt, und die Insel wartete schon ungeduldig auf den Höhepunkt des Jahres.

Urpötzlich und mitten im Gespräch aber meldete sich die Neugierautomatik des merkwürdigen Stuhles, auf dem Quantensprung Achterwahn saß. Ein Geräusch wie das von überkochender Milch brodelte und zischte in den Stuhlbeinen, und das Sitzmöbel knickte nach hinten ein. Der Neugierstuhl reagierte auf Ereignisse, noch bevor sie passierten.

»Ist deinem Stuhl nicht gut?«

Melisandes spöttische Frage zielte auf einen Konstruktionsfehler, den sie vermutete. Aber sie hatte sich getäuscht.

»Ich glaube, es tut sich was!«, frohlockte Quantensprung mit Seegang in der Stimme, denn der Stuhl tat einen gewaltigen Satz zum Panoramafenster des Turms.

»Ooooooooooooooh!«

Tee schwappte aus Quantensprungs Tasse. Einen Moment lang stand die Flüssigkeit lang gezogen wie ein Kaugummi in der Luft, bevor sie zu Boden klatschte. Es bildete sich eine Pfütze, die den Sprung des Neugierstuhles nachzeichnete. Quantensprung hatte genügend Flugerfahrung und kam sicher auf die Beine, als der Stuhl am Fenster landete.

Er griff sich ein Fernglas von der Fensterbank und begann, das Seeufer abzusuchen.

In diesem Moment donnerte es, und Quantensprung Achterwahn warf die Arme hoch, als hätte unten auf der Insel jemand ein Tor geschossen, und zwar mit einer Kanonenkugel.

»Oh, Melisande! Dieser Teufelskerl hat es geschafft! Die Geschwindigkeit macht's, und natürlich die Pulvermenge! Wenn er genügend Schießwuchspulver nimmt, werden die Gartoffeln reif, bevor sie zur Erde fallen. Dieser Fuchs hat sich tatsächlich die gute alte Palastkanone, das rostige Museumsstück aus den Gewölben der Heringsburg geholt. Fantastisch!«

»Gartoffeln? Eine Kanone?«

Melisande blickte irritiert zum Panoramafenster hinaus, betrachtete die glänzende Blechröhre und sah in der Ferne, wie ein mächtiger Dampfstoß den Schlauch zur Elefantenwolke über dem Vulkan hinaufwanderte. Sie seufzte. Und dann nahmen ihre scharfen Augen Bewegungen in der Luft und am Seeufer wahr. Sie sah grüne Fallschirme und ein Männchen, das um eine Kanone herumprang, bis die Fallschirme allesamt zu Boden geschwebt waren.

»Gartoffeln aus Kanonen?!«, rief sie bissig. »Wohin soll das führen? Werde ich meine Suppen nun mit Schießpulver würzen müssen? Willst du demnächst vielleicht Torpedofische züchten und mit Kriegsschiffen aufs Meer hinausfahren? Muss ich bald zu den Waffen greifen, wenn ich mich morgens an den Frühstückstisch setze!?«

»Aber nein. Du bist kompliziert und ungerecht, meine Liebe«, versuchte Quantensprung sich zu rechtfertigen, »so kannst du das nicht sagen. So ... so negativ. Die Kanone ist eine Gartoffelkanone. Und eine Gartoffelkanone ist eine gute Kanone. Manchmal muss man eben zu ungewöhnlichen Methoden greifen.«

»Wozu? Wozu brauchen Pflanzen Schießpulver? Was ist an einem Kanonenrohr besser als an einem Blumentopf?«

Sie wies entrüstet zum Himmel. Aber Quantensprung Achterwahn schien Melisande überhaupt nicht zu verstehen.

»Siehst du den Nutzen der Kanone denn nicht? Auf demselben Feld, auf dem Hein Grisch Quantkuckucksbohnen anpflanzt, kann er nun Kartoffeln ernten. Und zwar zur selben Zeit. Das ist doch großartig!«

»Aber wer braucht so etwas? Und wie werden diese Kartoffeln schmecken? Nach Schwarzpulver? Wer soll die verbrannten Knollen denn essen?«

»Wir werden sie natürlich exportieren!«, schnappte Achterwahn zurück, als habe er schon lange auf diese Frage gewartet. »Wir werden sie exportieren mit einer Flotte von Kartoffelfrachtern. Hein Grisch hat bereits Pläne, und ich werde ihm helfen, sie umzusetzen.«

Melisande hatte Mühe, das Lächeln des Erfinders zu ertragen: »Noch nie hat sich ein baldrianischer Fischer mit seinem Kutter weiter hinaus gewagt als bis zum Schädel-felsen. Ihr aber träumt von der weiten Welt, von Gartof-feldampfern und dem großen Geld!«

»Geld?!« Quantensprung rümpfte die Nase. »Es geht doch nicht um Geld. Es geht um wunderschöne neue Erfindungen. Um nichts anderes.«

»Erfindungen«, warf Melisande wutschnaubend zurück. »Das Leben auf der Insel funktioniert ganz prima ohne deine Erfindungen. Stell dir vor, dein Schießwuchspulver hätte eine hochexplosive Ladung über den See geschossen. Hein Grisch und du, ihr hättet Störtebek samt Heringsburg in Schutt und Asche gelegt. Fragt ihr euch nie, ob eure Ideen nicht gefährlich sind?«

»Gefährlich? Das ist doch lächerlich!«, gab Quantensprung zurück. Melisande mühte sich, die düsteren Gedanken in ihrem Kopf zu ertragen. Sie war rot angelaufen und erinnerte an einen Dampfkessel kurz vor dem Platzen.

»Wir verbessern doch nur!«, säuselte Quantensprung.

»Unsinn«, erwiderte Melisande barsch. »Ihr verändert und denkt nicht nach über die Folgen. Ruckzuck züchtest du eine neue Pflanze. Ob sie aber in die Welt passt, interessiert dich nicht!«

»In die Welt von heute vielleicht nicht. Aber sicher in die Welt von morgen!«, meinte Quantensprung, gelangweilt wie ein Lehrer, der seinen Schülern zum x-ten Mal die einfachsten Dinge erklären muss.

»Bald baue ich eine Telepatorglocke. Das ist ein Helm, der deine Gedanken liest. Und was du dir wünschst: Zack – schon hast du es. Großartig, nicht? Das Gerät ist ein Ergebnis meiner allerneuesten quanten-memokratischen Forschung. Ein Produkt des Fortschritts.«

Melisande hörte schweigend zu, doch ihr Blick veränderte sich während Achterwahns kleiner Fortschrittstirade. Die Wut wich aus ihren Augen. Beinahe schien es, als sinke ihr Blick in ein Geheimnis. Ihr Haar wurde schlohweiß, und ihr Gesicht verlor alle Farbe. Die Verwandlung gab ihr einen Ausdruck von Entschlossenheit, der gespenstisch wirkte neben dem Strahlen des selbstzufriedenen Erfinders.

»Also gut«, sagte sie schließlich. »Wir wagen ein Experiment. Ein Experiment, an das du noch lange denken wirst.« Sie erhob sich und wandelte zu der großen Tür, hinter der Quantensprung Achterwahns Laboratoriumsküche lag.

Melisande orientierte sich schnell in der hochmodernen Umgebung mit Oszillatorherd und Präzisionswaagen, Impulsbrennern und Oktanglasretorten. Sie suchte sich ein paar Geräte zusammen und machte sich an die Arbeit.

Mit einem Mal ertönte der Besuchersummer, und Quantensprungs sprechender Leuchtturmfahrstuhl meldete: »Eine sechsbeinige Doppelperson. Identifizierung nicht möglich.«

»Rufus und Bustopher!«, schnarrte die Stimme der Gegensprechanlage. Die Fahrstuhltür machte »Pling!« und sprang auf.

Flink wie ein schwarzer Blitz sauste Bustopher aus der Kabine und landete geschmeidig auf Quantensprungs Schulter.

»Auf der Insel ist es ziemlich laut«, säuselte Bustopher. »Wir haben Explosionen gehört. Salatblätter fallen vom Himmel. Rufus meint, es hat vielleicht mit Hein Grisch zu tun. Wenn das stimmt, kannst du uns sicher sagen, was da los ist, oder?«

Rufus lachte. Der Erfinder aber räusperte sich und brachte seine Frisur wieder in die angemessene Form von Zerzausung.

»Die Salatblätter sind Gartoffeln ...«

»Gartoffeln?«

»Genau. Fluggartoffeln. Sie werden als Gartoffelsamen in eine Kanone geladen und abgefeuert. Wenn sie landen, sind sie reif für den Kochtopf. Großartig, nicht?«

Rufus wusste nicht so recht, was er antworten sollte. Aber er mochte die bizarren Ideen des Erfinders.

»Klingt interessant«, sagte er, »ist dieses Gartoffeldings – ist es dein Geburtstagsgeschenk für den König?«

»Um Himmels willen, der ... der Geburtstag!«, stotterte Quantensprung, dem nun siedend heiß einfiel, weshalb das Hin-und-Herings-Tee-für-zwei-Gefecht in aller Frühe angesetzt worden war. »Melisande, wir haben noch immer kein Geschenk für König Pfirsolipsis!«

In diesem Moment trat Melisande feierlich aus der Küche.

»Um den Geburtstag brauchst du dir keine Sorgen mehr zu machen«, sagte sie. Dabei huschte ein Lächeln über ihr Gesicht. Dann begrüßte sie Rufus und Bustopher und fuhr fort:

»Unser lieber Freund Quantensprung Achterwahn wird König Pfirsolipsis ein Geschenk überreichen, das es dem König seinerseits erlaubt, die ganze Insel zu beschenken. Hier ist es!«

Sie gab dem Erfinder drei kleine, glitzernde Fläschchen, Phiolen, gefüllt mit einer merkwürdig schimmernden Flüssigkeit.

»Wie war das noch? Viele Baldrianer haben Wünsche und Ideen, die wahr werden können, um Baldrium von Jahr zu Jahr zu verschönern. Das waren deine Worte, nicht wahr?«

Sie wies auf die drei Phiolen mit der geheimnisvollen Flüssigkeit.

»Dein Geburtstagsgeschenk soll helfen, dies zu überprüfen. Gibt es auf der Insel einen besseren, einen gutmütigeren, einen freundlicheren Menschen als König Pfirsolipsis?«

Herausfordernd blickte sie wieder in die Runde.

»Rufus, was denkst du? Könnte Pfirsolipsis der Acht mal Achte jemandem etwas Böses wollen?«

»Pfirsolipsis? Niemals!«, lachte er, und Bustopher, der selten eine Gelegenheit zu hämischen Bemerkungen ausließ, nickte als Zeichen der Zustimmung eifrig mit dem Kopf. Quantensprung Achterwahn kratzte sich am Kinn.

»Jaja, du hast Recht«, meinte er, »aber worauf willst du hinaus?«

»Du wirst dem König eine dieser Phiolen überreichen«, erklärte Melisande. »Du bittest ihn, die Flüssigkeit auf der Stelle zu trinken und nicht nach der Wirkung des Tranks zu fragen. Du wirst zu den ersten Gratulanten des Tages gehören. Wenn der König im Verlauf des Festes reichlich beschenkt wird – wovon wir ausgehen können –, wird das Elixier sein Zauberwerk tun. Es wird zwei oder drei seiner innersten Wünsche wahr werden lassen, Wünsche, die ihm am Herzen liegen. Am Ende des Tages, um Punkt Mitternacht, erlischt die Wirkung des Tranks. Nur was sich der König bis Mitternacht gewünscht hat, kann Wirklichkeit werden. Und diese Wünsche haben Bestand.«

Dann schwieg sie. Es war nicht Melisandes Art, mit den Geheimnissen ihrer Zauberkunst zu prahlen. Nie

hatte sie viel von jener Kunst gezeigt, die über das Heilen mit Kräutern hinausging. Man ahnte aber, dass Melisande über mächtiges Geheimwissen verfügte.

»Wozu dienen die zwei anderen Phiolen? Was ist da drin?«, fragte Bustopher schließlich, der mit den Pupillenschlitzen seiner Kateraugen noch immer auf die sich drehenden, schillernden Miniaturwolken starrte.«

»Die Phiolen enthalten alle das gleiche Elixier. Wenn meine Vorahnungen zutreffen, wird unser lieber Freund Quantensprung Achterwahn die zweite Phiolen einige Wochen nach dem Geburtstagsfest verwenden müssen. Und sollten sich meine Zweifel an Quantensprungs Erfinderoptimismus vollends bewahrheiten, wird er die dritte Phiolen ... «

Sie zögerte. Dann holte sie tief Luft und sagte:

»Nein, weiter kann ich nicht eindringen in die Zukunft.«

Die Weihnachtsgeschichte in Reimen

Ich kenn ne Geschichte – hör zu, hör mir zu –,
die ist schon fast tausend Mal älter als du.
Sie spielt unter Palmen im Wüstensand:
Das Land ist als Heiliges Land bekannt.

Dort reisten zwei Menschen, müde und matt,
und kamen mit Eselchen endlich zur Stadt,
die Betlehem heißt. Da war alles dunkel.
Am Himmel war seltsames Sternengefunkel.

Maria und Josef hießen die zwei.
Doch eigentlich, wartet mal, waren es drei.
Nein, stimmt nicht, mit Eselchen waren es vier.
Eselchen war ein besonderes Tier:

Es trug auf der Reise Maria sehr tapfer
und war ein so freundlich-geduldiger Stapfer.
Maria war schwanger und fühlte beklommen,
sie würde ihr Kind wohl bald schon bekommen.

Das Kind, noch im Bauch, das brauchte doch Schutz.
Sie reisten durch Wüste und Dunkel und Schmutz.
Sie suchten ein Haus, ein Zimmer, schön warm.
Nur waren Maria und Josef sehr arm.

Sie fanden ein Gasthaus, da klopfen sie an.
Heraus kam ein grimmiger, bärtiger Mann,
der schimpfte: »Ihr Fremden, geht weiter, haut ab!
Die Zimmer sind voll. Der Platz hier ist knapp!«

Da weinte Maria und Josef war traurig.
Dem bärtigen Mann, dem wurde ganz schaurig.
Er sagte betroffen: »Na gut, hinterm Haus,
da gibt's einen Stall. Da ruht ihr euch aus.«

Im Stall war es eng. Am Boden lag Stroh.
Doch warm war's und duftig. Maria war froh.
Ein Ochse stand mümmelnd, mit Heu an der Lippe.
Das lag da als Futter im Holz einer Krippe.

Maria hat später, im Dunkel der Nacht,
das Kind, das im Bauch war, zur Welt gebracht.
Und Ochse und Esel erkannten sofort:
Der Stall war ein heiliger, himmlischer Ort.

Das Kind war so klein, die Augen zwei Sterne.
Sie leuchteten klar, von unendlicher Ferne.
Die Augen der Tiere, runder und runder,
beguckten das Kind wie ein plötzliches Wunder.

Alle beguckten es neugierig, Mäuse,
die Näschen gereckt aus Löcher-Gehäuse.
Der Ochse erlaubte mit freundlichem Muhen
dem Kind, sich im Krippenheu auszuruhen.

Von oben beguckte, vom riesigen All
ein funkelnder Schweifstern den winzigen Stall.
Überall sahen die Menschen den Stern.
Sie wussten, er zeigte zum Wunder des Herrn.

Und viele zog's in der heiligen Nacht
zur Krippe. Sie haben Geschenke gebracht.
Hirten erschienen. Die schenkten ein Schäfchen.
Das Kind hat gelächelt – und machte ein Schläfchen.

Dann kamen auch Könige, reiche, na klar:
Kaspar und Melchior und Balthasar.
Die brachten ihm Gold und ähnliche Sachen.
Doch was soll ein Kind mit Goldsachen machen?

Das Kind hat gelächelt und tief geschlafen.
Es träumte von Eselchen, Mäuschen und Schafen.
Und wer das Kind sah, hat es weitererzählt:
Ein Kind ist der König, der Frieden der Welt!

Nachwort

Thomas Krüger führt mehrere literarische Leben. Er schreibt satirische Prosa, Krimis, Kinder- und Jugendbücher, Fantasieromane. Und dann ist da noch seine ›Königsdisziplin‹, die Lyrik, in der er ebenfalls variantenreich unterwegs ist, wobei sich eine besondere Vorliebe für formstrenge Sonette herauskristallisiert hat. Viele Facetten also, die im vorliegenden Lesebuch exemplarisch zum Ausdruck kommen, bei einem Autor, der seit nunmehr fast zweieinhalb Jahrzehnten sein eigenes, individualisiertes Literaturkonzept verfolgt.

Krüger ist auch beruflich ›ganz Literaturmensch‹. Er betreibt einen eigenen Hörbuch-Verlag (Schall und Wahn), in dem er, neben eigenen Werken, Titel anderer Autorinnen und Autoren produziert, darunter ›Zugpferde‹ wie Terry Pratchett und Stieg Larsson. Allesamt Titel, die ihn, wie er augenzwinkernd einräumt, zwar nicht reich, aber zumindest gelegentlich glücklich machen und ernähren. Daneben übernimmt er für andere Hörbuchverlage Regietätigkeiten, bearbeitet und kürzt Buchvorlagen und übernimmt Lektoratsstätigkeiten. Das alles nimmt ihn, wie er einmal vorgerechnet hat, von morgens bis spät abends in Beschlag: »Es gibt Situationen, da habe ich so viel Arbeit um die Ohren, Erwerbsarbeit, dass es mich ärgert und dass das Schreiben dann hauptsächlich nachts stattfindet.« Sein normaler Tag ende erst gegen drei oder vier Uhr nachts. Mit diesem Lebensrhythmus habe er sich aber, trotz allen Widrigkeiten, positiv arrangiert. Einen anderen Beruf könne er sich gar nicht vorstellen: »Nein, gar keiner. Nee überhaupt nicht, geht nicht.«

Aber bleibt bei alledem genügend Zeit fürs eigene Schreiben? Ja, weil Krüger gar keine andere Wahl hat:

Es nicht anders geht. Es kommt immer wieder. Es passiert einfach, weil ich unruhig werde, weil ich Depressionen kriege, weil ich dann Tabletten schlucken muss. Und dann nehme ich so ein Gedicht und denke: »Ok, der liebe Gott sieht, dass du auf der Welt etwas tust und lässt dich die nächsten 24 Stunden in Ruhe.« Deswegen schreibe ich.

Eine zurückgezogene Lebensweise (er lebt in Bergisch-Gladbach) und der familiäre Rückhalt bieten ihm ein solides Fundament, um »nicht durchzudrehen«. »Ich bin gern in Köln, ab und zu bin ich auch gern in Berlin, aber ich bin doch die meiste Zeit gerne hier und arbeite in Ruhe.« Und: »Mein Wunschlebensort ist die Vorstadt. Ich liebe die Vorstadt. Ich bin bekennender Spießbürger und Vorstädter. Ich liebe zum Beispiel Rasenmähen.« Wobei ihm auch bei solchen mechanischen Tätigkeiten wieder Einfälle in Hülle und Fülle zuströmen, die er anschließend zu kanalisieren versucht. Das Schreiben selbst ist für ihn »zum großen Teil ein Ventil«. Und da ist ja auch noch die Lektüre als Inspirationsquelle. Krüger verfügt über ein schier uferloses Universalwissen, das auch die Literatur anderer Länder einschließt und beispielsweise auch die Mythologie. Seinen Literaturkosmos erweitert er jedoch weniger systematisch als intuitiv.

Ich lese gerne, versuche mich irgendwie klassisch weiterzubilden. Das heißt, ich lese, quäle mich manchmal auch durch Leute wie Jean Paul und auch den guten Goethe. Ich versuche, das aufzugreifen, versuche zu kapieren, was sie ausdrücken wollen und es bleibt halt Manches hängen.

Und dann geht im Idealfall alles wie von selbst, entwickeln sich Dinge aus dem »Unbewussten oder Unterbewusst-

sein« weiter. Der Autor gerät in einen Sog und Schreibfluss, dem er sich nicht widersetzen kann und möchte.

Krügers Werke besitzen durchgehend eine eigene Handschrift. Das gilt schon für seine (von Dietmar Bär genial eingelebte) *Erwin*-Krimiserie, die den Einstieg ins vorliegende Lesebuch bietet. Was für ein schönes Buch! Was für ein verrücktes Buch! Bei dem man zunächst an nichts Böses denkt. Wenn Erwin Düsedieker in seiner Badewanne sitzt, ist nicht nur für ihn, sondern auch die Leserinnen und Leser die Welt in Ordnung. Ein wohltemperierter Romaneinstieg mit Wohlfühlfaktor zehn.

Neben Erwin sitzt am Badewannenrand die »Ermittlungsente« Lothar. Ja, richtig gelesen: Ermittlungsente. Lothar ist Erwins steter Begleiter. Besonders dann, wenn er davon träumt, ein großer Polizist zu sein. So wie einst sein Vater. Erwin Düsedieker ist jedoch ein wenig unbeholfen und so hat es bei ihm nicht zum Staatsdienst gereicht. Aber wer wollte ihm seine Träume streitig machen? Erwin hat selbst in der Badewanne eine weiße Wachtmeister-Dienstmütze auf, ein Erbstück, sein ganz persönliches Statussymbol.

Und dann geschieht, was der Leser schon ahnt. Es passiert ein Mord, und Erwin, den wir ob seiner unschuldig-naiven Art längst liebgewonnen haben, macht sich mit seiner Watschelente auf den Weg zum Tatort. Und schlittert in kriminelle Machenschaften hinein, bei denen mit harten Bandagen gekämpft wird. Armer Erwin – aber, keine Angst, am Schluss ist alles wieder im rechten Lot.

Erwin, Mord & Ente ist ein anrührendes Buch. Das liegt an der liebevollen Art, wie Krüger den von allen belächelten, ja verspotteten Erwin als Romanfigur vor uns hinstellt. Jenen Erwin, der ein Weltmeister der Entschleunigung ist. Der es liebt, mit seinen Gummistiefeln tief im Morast zu waten. Natürlich mit Lothar an seiner Seite. Und der ein verkappter Büchernarr ist und seine Bibliothek wie seinen Augapfel hütet. Er weiß zwar nicht viel mit dem Inhalt der Bücher anzufangen, aber die schönen

Buchrücken haben es ihm angetan. Erwin ist einfach zum Knuddeln.

So erzählt Thomas Krüger ein seltsam versponnenes Märchen, bei dem die Grenzen von Traum und Realität ein ums andere Mal verwischen. Insgesamt viermal hat Krüger seine ›Ermittlerente‹ ins Rennen geschickt. Das war schräg, das war aber auch human. Allein dafür hätte Krüger einen Preis für Inklusion verdient. Für eine solche, seltsame Konstellation gibt es meines Wissens keine auch nur halbwegs vergleichbare Parallele in der Krimi-Literatur.

Der zweite Haupttitel des Lesebuchs führt in ganz andere Gefilde. Krüger lässt die antiken griechischen Götter auf der Erde landen, wo sie allerdings nur Unheil stiften und eine Beinahe-Apokalypse herbeiführen. *Die Götter müssen zurück sein* (2024) bezieht seinen besonderen Reiz daraus, dass sich Zeus und Co erstaunlich diesseitig gebärden, verschoben, zänkisch, polternd, lüstern. Ihren menschlichen Gegenpart bildet der verträumte Sternenforscher Hercule Ulysse, dem Prometheus (»Prom«) gleichsam vor die Füße fällt. Einige hundert Kilometer entfernt beobachtet Hercules Kollegin Dorothea ebenfalls den Astro-Crash und macht sich auf, das kosmische Spektakel live vor Ort mitzuerleben. Auch den irdischen Supermächten ist die Explosion am Firmament nicht entgangen. Sie schieben sich gegenseitig einen Terrorakt in die Schuhe und mobilisieren ihre Streitkräfte. Doch das ist erst der Anfang einer turbulenten, hochkomischen Science-Fiction-Komödie, die ganz nebenbei das ›Grundwissen Mythologie‹ ohne bildungsbürgerliche Attitüde lustvoll auffrischt. Ein Buch, bei dem Krüger ähnlich akribisch vorging wie bei allen seinen Büchern. Bei ihm werden von Aphrodite bis Zeus die Götter zu Karikaturen in bester Monty Python'scher Tradition. Ein Erzählspaß sondergleichen, voller spitzbübischem Übermut, wie er bei Thomas Krüger immer im Spiel ist, der freilich beim Leser/der Leserin einen Sensus

für derart abgedrehten Humor voraussetzt. Vielsagend bedankt sich Krüger in den Credits seines Krimis *Nirgends stirbt sich schöner* (2026) bei einem Korrekturleser dafür, dass dieser »als einer von wenigen mit großem Vergnügen« seine »Politsatire« gelesen habe.

Auch in Krügers aktueller Krimiserie tritt ein Underdog, ein »schräger Vogel«, diesmal der Friedhofsgärtner Konrad, als Ermittler in Erscheinung. Sein Assistent ist der zehnjährige Martin, ein Naseweis mit ausgeprägter Sherlock-Holmes-Attitüde und einem IQ von 148. Er wünscht sich nichts sehnlicher, als irgendwann einmal mit Konrad das Detektivbüro »Leise & Verschmitzt – die Detektei für knifflige Fälle« zu gründen. Schauplatz ist der uralte Melatenfriedhof in Köln. Er ist Treffpunkt skurriler Obdachloser, seltener Tierarten, aber auch der High-Society, die sich dort prunksüchtig verewigt. Doch dann ist's urplötzlich vorbei mit der Grabesruhe, nachdem der in kriminelle Machenschaften verstrickte, in Kolumbien lebende Bruder eines Kölner Juweliers beim Versuch, Rohdiamanten nach Deutschland zu schleusen, umkommt. Ihm auf der Spur ist nicht nur ein südamerikanisches Killer-Kommando ...

Erneut ist jede Menge Slapstick im Spiel. Krüger wartet mit tausendundeiner verrückten Idee auf. Da weist zum Beispiel ein Sarg einen doppelten Boden auf, ein Elektro-Bagger kommt als Starkstrom-Lieferant und Hilfsmittel bei einem Mordfall zum Zuge, ein am Tatort zurückgelassenes Bobby-Car führt auf eine heiße Spur, gleich mehrfach kommen GPS-Tracker für Katzen zum Einsatz, ein Mordinstrument ist tief in einem Aquarium verbuddelt und und und. Die Bibel spielt ebenso in die Handlung hinein wie eine Oper Giuseppe Verdis und Alexandre Dumas' *Der Graf von Monte Christo*. Hinzu kommen schillernde, schräge Charaktere wie die esoterische Oma Gitti, die, beflügelt von ihren Kontakten zum Jenseits, in wild-

buntesten Gewändern zeitlos tanzend über dem Geschehen schwebt, ganz so, wie sie früher einmal die Kölner Raver-Szene becirkte. Rasante Schauplatzwechsel führen nicht nur quer durch Köln, sondern bis nach Monaco ... Und alles wird immer wieder aufgelockert durch schlagfertige Dialoge, bei denen sich Konrad und Martin einen regelrechten Wettstreit liefern. Und da sind schließlich noch die Namen der auftretenden Akteure, die auf den ersten Blick anzeigen, dass das Geschehen nicht ganz ernst zu nehmen ist, wobei die Anleihen unterschiedlichsten Kontexten entlehnt sind (Podolski, Pater Braun, Bosbach, Schmickler, Fröbe, Hoppenstedt, Rehbein, Letzterer der früheren TV-Serie »Der Kommissar« entlehnt). Aber auch die Gesellschaftskritik kommt nicht zu kurz. Der allein auf Effekthascherei und Quote fixierte WDR (als »Netzwerk Kölschklüngel«) wird ebenso aufs Korn genommen wie die katholische Kirche. All dies ergibt in der Summe eine skurrile, aberwitzige Krimi-Komödie, wie sie nur Thomas Krüger schreiben kann und will. Das Schöne daran: Der eigentliche Krimi-Plot kommt nicht zu kurz. Vier Morde gilt es nicht nur aufzuklären, sondern miteinander in Beziehung zu setzen. Mögen sich hart gesottene Krimi-Fans bei *Nirgends stirbt sichs schöner* vielleicht die Haare raufen und sich düpiert fühlen – die literarische Welt des Thomas Krüger ist nun einmal anders gestrickt. Im besagten Krimi nutzt Krüger gängige Krimi-Schemata, um sie zu unterlaufen und ihnen eine persönliche Note zu verleihen. Das ist sein Markenzeichen, davon rückt er nicht ab. Und das ist auch gut so.

Das dritte Prosa-Hauptstück *Die Fänger des Himmels* verbindet Fantasy, Science-Fiction und Thriller-Elemente. Die Hauptfigur Alissa lebt in der Stadt Metronas im sogenannten Schwarzen Land Nigrana. Ihr bester Freund ist der blinde Außenseiter Tiras. Als Alissas Vater – ein Wissenschaftler – entführt wird, machen sich beide auf eine

gefährliche Suche. Sie entdecken uralte Geheimnisse, werden in politische Machtkämpfe verstrickt, stoßen auf ein untergegangenes Volk und werden mit einer bedrohlichen Technologie namens »Memoporting« konfrontiert, mit der Erinnerungen und Bewusstsein manipuliert werden können. Die Kritik lobte die originell gezeichnete Gegenwelt, die Mischung aus Fantasy und Science-Fiction, die philosophische Grundkonstellation, die sich um die Themen ›Erinnerung‹ und ›Macht‹ rankt sowie die gelungen evozierte atmosphärisch-düstere Stimmung.

Weniger bedrohlich, aber nicht weniger komplex ist das auf Acht- bis Zehnjährige zugeschnittene Kinder- und Jugendbuch *Rufus und das Geheimnis der weißen Elefanten*. Es spielt auf der fantastischen Insel Baldrium. Dort tauchen plötzlich geheimnisvolle weiße Elefanten auf, die zunächst für große Begeisterung sorgen. Der junge Rufus freundet sich besonders mit dem kleinen Elefanten Ivor an. Doch bald zeigt sich, dass es dunkle Mächte auf die Elefanten abgesehen haben. Während die Erwachsenen panisch reagieren und sogar eine bizarre Verteidigung organisieren, versucht Rufus herauszufinden, was wirklich hinter den Ereignissen steckt. Zusammen mit seinem Kater Bustopher erlebt er eine abenteuerliche Reise voller Magie, skurriler Figuren und fantastischer Einfälle. Das Buch zeichnet sich durch zauberhafte Schauplätze, humorvolle Figuren, absurde Ideen (wie fliegende Kartoffeln oder ein Wünschelschrank) sowie eine kindgerechte Mischung aus Abenteuer und Spannung aus. Besprechungen lobten vor allem die überschäumende Fantasie und den Sprachwitz des Buchs. Die von Dirk Bach eingesprochene Hörbuchfassung bringt die Qualitäten der verrückten und zugleich warmherzigen Geschichte lustvoll zum Ausdruck.

Der zweite Teil des Lesebuchs widmet sich Krügers ›Paradenre‹, der Lyrik (»Ich schreibe sehr viel, immer wieder Gedichte, Gedichte, Gedichte ...«). Sie entsteht, unter Be-

rufung auf William Carlos Williams, bevorzugt in nächtlicher Abgeschiedenheit – sofern sich der Autor nicht gerade durch die Literaturgeschichte »wuselt«, wie er sagt. Dabei geht es besonders um Texte vergangener Jahrhunderte: »Bücher tauschen sich ja aus. Es gibt ja, denke ich, kaum Bücher, die dann irgendwie kanonisch wurden, die nichts miteinander zu tun haben.« Der größte Lyriker des 20. Jahrhunderts ist für Krüger T. S. Eliot, dessen »Spiel mit Andeutungen« er bewundert, »dieses große, heroische, mythische Bild im Hintergrund, was dann in der Gegenwart zu einem seltsamen, jämmerlichen Bild verkommen ist«.

Lyrik ist für Krüger ein Spezialgebiet. Es setzt Könnerschaft voraus:

Die Form ist ... das A und O ... Ohne Form geht gar nichts. In der gelungenen Form emanzipiert sich das Gedicht vom Autor und spricht sich schließlich selbst. Es muß Zauberkraft entwickeln, um wirken zu können, und das ist eine Sache des Rhythmus, der Bildfolgen, der Melodie. Die Form ist nicht allein Hülle: sie ist die gesamte Struktur in allen Verästelungen und Verweisen.

In dieser Hinsicht falle es dem geübten Leser gleich auf, ob Vers, Metrum und Reime zusammenpassten oder »ob das heiße Luft ist oder nicht«. Er sei in einer Zeit groß geworden, in der literarische Formen zur Disposition standen und Beliebigkeit und Traditionsverweigerung zum Programm erhoben wurde:

Und dann fing ich selbst an, mit diesen Formen zu spielen. Ich stellte dann fest, dass Vieles, was den Formen vorgeworfen wird, dass sie formstrenge Korsetts seien, dass das überhaupt nicht stimmt. Man kann in Oden-Strophen unglaublich gelenkig sein. Man hat

dieses Korsett und man muss einfach mal darauf achten, was man da reintut. Das muss ich sonst nicht tun. Die Form ist ein Korrektor. Das finde ich sehr wichtig. Ich merke schon, wenn ich ein Gedicht schreibe und die Reime klappern oder sie sind künstlich.

Und wenn man sich vernünftig ausdrücken will, wenn man Sprache erkennen will, muss man damit arbeiten. Ich tue niemandem einen Gefallen, wenn ich ihm nach dem Mund schreibe.

Der letzte Satz bezieht sich auf die inhaltliche Ebene. Krüger spricht von einer »Literatur der geschlossenen Augen«, der »toten Zonen«, in der sich heutige Lyrik (»das etablierte Geschäft«) abspiele und die sich damit vom Hier und Jetzt entfernt habe: »Lyrik spielt großflächig keine Rolle mehr, weil sie nichts zu sagen hat und dies sehr leise und wortreich tut.«

Krügers Lyrik unternimmt hingegen den Versuch, »den Wahnsinn der täglichen Informationsströme zu verarbeiten«. Bei seinen Themen bediene er sich wie im Supermarkt. Entscheidend sei jedoch, die vermeintliche Beliebtheit in schlüssige »Konstruktionen« zu überführen.

Ich denke, die Lyrik, so wie ich sie verstehe, sollte versuchen, all diesem Aufeinanderprallen von Eindrücken, denen man heute ja ausgesetzt ist, gerecht zu werden. Ich persönlich kann mit einer Lyrik, die sich rausnimmt aus dem Strom dessen, was stattfindet, nicht so viel anfangen. Ich halte das für sehr künstlich. Die Lyrik ist zwar eine künstliche Form, aber es ist der Versuch, all das, was in Sekundenbruchteilen auf einen einwirkt, dessen man sich oft nicht bewusst ist – man filtert das meiste ja heraus – in der Lyrik herauszutragen.

Als neugieriger Mensch gebe er auch dem Unvorhersehbaren eine Chance: »Ich mache einfach die Tür auf, die sich da plötzlich herauskristallisiert. Aus einer Zufälligkeit entsteht etwas, das ich dann strukturell weiter zu verbinden versuche.« Es sei jedoch noch ein oft langwieriger und mühsamer Prozess, bis das Gedicht dann seine endgültige Form gefunden habe.

Ich merke es bei meinen eigenen Sachen immer wieder. Manches geht schneller und das ist dann durchaus, wie ich finde, gelungen, dann lasse ich es liegen. Man liest es nach ein paar Jahren wieder und stellt entsetzt fest, dass man sich mit so was in die Öffentlichkeit gewagt hat. Das Schwierige dabei ist, dass diese zweite Ebene ganz schlecht sofort feststellbar ist. Ich lese ein Sonett und denke: »Ja, das ist einigermaßen gelungen. Die Verse klingen gut, da holpert nichts, da sind die Bilder stimmig. Das lassen wir so laufen.« Dann lese ich es schon eine Woche später wieder und denke: Da stimmt was nicht. Der gleiche Rhythmus mit anderen Worten gefüllt, ist ein anderer Rhythmus und das macht es teilweise sehr schwierig. Dann fummelt man sich daran wirklich krank.

Es sind die Großen der Zunft, die Krüger Beifall spendeten, Autoritäten wie Harald Hartung oder Joachim Sartorius. Sie lobten Krügers sprachliche Meisterschaft in Kombination mit einem saloppen Themenmix auf der Grundlage profunder Textkenntnis sowohl antiker Autoren als auch aktueller »Neutöner«. Hartung schreibt in den *horen* (211, Heft 3, 2003):

Die Dichter dürfen wieder intelligent sein, anspielungsreich, ja sogar gebildet. Das Epitheton »kopflastig« hat sich aus dem Vokabular der Kritiker endlich verabschiedet. Der Begriff »poeta doctus« ist nicht

mehr Schimpfwort, sondern fast schon wieder Ehrentitel ... Intelligenz, die leichtfüßig daherkommt, Anspielungsreichtum, der nicht auftrumpft, Bildung, die in ästhetischen Formen aufgehoben wird – das sind Elemente, die sich in der Lyrik nicht alle Tage finden. Aber doch in Thomas Krügers Debut *Michelangelo rising* ...

Sartorius ergänzt:

[Krügers] erster, 2003 erschienener Gedichtband *Michelangelo rising* besticht durch formale Vollendung – jede Menge Sonette und Sestinen – und einen unangestregten, ironisch gefärbten Gang durch die abendländische Kulturgeschichte. Alltagsabsurditäten – von Agamemnon über Michelangelo bis Dieter Bohlen – werden Bestandteile einer eigenwilligen, lakonisch-akrobatischen »Geschichtskurve« ... (Süddeutsche Zeitung, 16. Februar 2004)

Und die Zukunft der Literatur? Die sah Krüger schon Jahre vor dem KI-Boom pessimistisch:

Ich glaube mittlerweile massiv daran, dass das Internet uns alle noch verschlingen wird. Es wird uns alle noch kaputt machen. Es wird das Papier, das ich wirklich verehere, vollends von der Bildfläche verschwinden lassen und es wird ein heilloses Chaos ausbrechen. Ich meine das wirklich ernst. Ich glaube, wir werden lange brauchen, mit dieser Übermedialisierung klarzukommen. Ich bin mir nicht sicher, ob es gelingen wird.

Krügers Protest ist literarischer Natur. Er wendet sich gegen die Sorglosigkeit und Fahrlässigkeit, mit der bewährte Traditionen ignoriert, »entsorgt« werden. Für ihn haben sie

noch lange nicht ›ausgedient‹. Seine Pioniertat besteht darin, dass er sie mit gesellschaftskritischem Blick, Ironie, Satire, Fantasie und unbändiger Sprachlust neu denkt und in neue Lesarten überführt.

* Die O-Töne Krügers entstammen meinen Interviews mit dem Autor im Nachwort seines Gedichtbands *Im Grübelschilf* (2006), in dem Band Walter Gödden / Thomas Strauch (Hgg.): *Ich schreibe, weil ... 36 westfälische Autorinnen und Autoren im Interview* (2011) und in der Zeitschrift *Westfalenspiegel* (2013, Heft 5).

Textnachweise

Auszug aus »Erwin, Mord und Ente«, in dass.: Wilhelm Heyne Verlag, München 2013, S. 18-43 – Auszug aus »Die Götter müssen zurück sein«, in dass.: © Karl Rauch Verlag, Düsseldorf 2024, S. 5-10, 16-22, 34-42 – Auszug aus »Es rappelt in der Kiste«, in: »Es rappelt in der Kiste. Der Friedhofsgärtner ermittelt. Kriminalroman«. © Wilhelm Heyne Verlag, München 2024, S. 8-15, 26-30, 124-134 – Auszug aus »Die Fänger des Himmels«, in dass.: Baumhaus Verlag, Köln 2015, S. 218-231 – Pale-Blue-Dot-Sonette: Erstveröffentlichung – Auszug aus »Michelangelo rising«, in dass.: Pendragon Verlag, Bielefeld 2013, S. 27, 28-29, 39-40, 72-73, 97-100 – Auszüge aus »Sonette an Donald Duck«, in dass.: SuKuLTuR Verlag, Berlin 2012, S. 4-6, 9, 13, 19 – Auszüge aus »Im Grübel-schilf«, in dass.: Ardey Verlag, Münster 2005, S. 19, 33, 35, 52, 81-82 – Auszug aus »Alarm auf Planet M«, in: »Alarm auf Planet M. Ein Science-Fiction-Epos in lockeren Terzinen«. Pendragon Verlag, Bielefeld 2004, S. 9-12, 76-84, 114-116 – »Schöne neue Welt. Eine Groteske« Sonettenkranz: Erstveröffentlichung – Auszug aus »Rufus und das Geheimnis der weißen Elefanten«, in dass.: Omnibus HC, München 2004, S. 9-35 – »Die Weihnachtsgeschichte in Reimen«, in: dass.: © Carlsen Verlag, Hamburg 2019.

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koester (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd. 66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd. 68) ■

Hans Marchwitza (Bd. 69) ■ Peter Florenz Weddigen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Otti Pfeiffer (Bd. 74) ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd. 75) ■ Liselotte Rauner (Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd. 77) ■ Georg Weerth (Bd. 78) ■ Fr. W. Weber (Bd. 79) ■ Ferdinand Freiligrath (Bd. 80) ■ Erwin Sylvanus (Bd. 81) ■ Volker W. Degener (Bd. 82) ■ Richard Limpert (Bd. 83) ■ Elise von Hohenhausen (Bd. 84) ■ Friedrich Wilhelm Grimme (Bd. 85) ■ Werner Zillig (Bd. 86) ■ Hermann Mensing (Bd. 87) ■ Norbert Johannimloh (Bd. 88) ■ Georg Bernhard Depping (Bd. 89) ■ Horst Hensel (Bd. 90) ■ Heinrich Peuckmann (Bd. 91) ■ Friedrich Adolf Krummacher (Bd. 92) ■ Ludwig Homann (Bd. 93) ■ Victor Kalinowski (Bd. 94) ■ Klaus Märkert (Bd. 95) ■ Ulrich Horstmann (Bd. 96) ■ Friedrich Grotjahn (Bd. 97) ■ Johann Lorenz Benzler (Bd. 98) ■ Inge Meyer-Dietrich (Bd. 99) ■ Christian Dietrich Grabbe (Bd. 100) ■ Ferdinand Kriwet (Bd. 101) ■ Josef Krug (Bd. 102) ■ Hans Dieter Baroth (Bd. 103) ■ Gerd Puls (Bd. 104) ■ Jürgen Brôcan (Bd. 105) ■ Georg Veit (Bd. 106) ■ Ralf Thenior (Bd. 107) ■ Ursula Bruns (Bd. 108) ■ Sigismund von Radecki (Bd. 109) ■ Karl-Ulrich Burgdorf (Bd. 110) ■ Dietrich Wachler (Bd. 111) ■ Sabine Deitmer (Bd. 112) ■ Georg Bühren (Bd. 113) ■ Jay Monika Walther (Bd. 114) ■ Monika Littau (Bd. 115) ■ Thomas Kade (Bd. 116) ■ Michael Roes (Bd. 117) ■ Heiner Feldhoff (Bd. 118) ■ Ulrich Straeter (Bd. 119) ■ Otto A. Böhmer (Bd. 120) ■ Hertha Koenig (Bd. 121) ■ Theodor Althaus (Bd. 122) ■ Marion Gay (Bd. 123) ■ Erik Reger (Bd. 124) ■ Thorsten Trelenberg (Bd. 125) ■ Herbert Berger (Bd. 126) ■ Horst Dieter Gölzenleuchter (Bd. 127) ■ Dieter Treeck (Bd. 128) ■ Erwin Grosche (Bd. 130) ■ Philipp Wiebe (Bd. 131) ■ Jürgen Wiersch (Bd. 132) ■ Martin Becker (Bd. 133) ■ Fritz Eckenga (Bd. 134) ■ Walter Höher (Bd. 135) ■ Rolf Schönlaue (Bd.

136) ■ Ursula Maria Wartmann (Bd. 137) ■ Siegfried August Von Goué (Bd. 138) ■ Klaus-Peter Wolf (Bd. 139) ■ Hans Georg Bulla (Bd. 140) ■ Herbert Somplatzki (Bd. 141) ■ Heinz-Albert Heindrichs (Bd. 142) ■ Hartmut Kasper (Bd. 144) ■ Heiko Werning (Bd. 145) ■ Wiglaf Droste (Bd. 146) ■ Klaus Johannes Thies (Bd. 147) ■ Marc Degens (Bd. 148).



Kontakt gem. GPSR